

Zum Inhalt:

Wie viel Vielfalt und Farbigkeit sind im Blick auf die Liturgie sinnvoll? Und wie viel Einheit und Erkennbarkeit künftiger Gottesdienste sind nötig? Diese Fragestellung wird im vorliegenden Heft diskutiert und im ersten Teil zugespitzt auf die Erarbeitung künftiger Agenden. Anschließend wird der Blick geweitet und es kommen soziologische Fragen zu Wort ebenso wie Erfahrungen aus dem Verlagswesen. Darüber hinaus werden die Entwicklungen in der römisch-katholischen Kirche seit dem zweiten Vatikanum dargestellt, zumal sich 2013 die Verabschiedung der bahnbrechenden Konzilskonstitution „Sacrosanctum Concilium“ zum 50. Mal jähren wird.

1-2013

# Liturgie und Kultur



Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

Vielfalt und Einheit der Liturgie in der Evangelischen Kirche in Deutschland

## Vielfalt und Einheit der Liturgie in der Evangelischen Kirche in Deutschland

1-2013, 4. Jahrgang, ISSN 2190-1600



1-2013

# Liturgie und Kultur

# LLK

Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

Vielfalt und Einheit der Liturgie in der  
Evangelischen Kirche in Deutschland

## LITURGIE UND KULTUR

4. Jahrgang 1-2013

ISSN 2190-1600

### Herausgegeben von:

BERNHARD DRESSLER

KRISTIAN FECHTNER

STEPHAN GOLDSCHMIDT

THOMAS KLIE

MICHAEL MEYER-BLANCK

KLAUS RASCHZOK

HELMUT SCHWIER

ULRIKE WAGNER-RAU

ULRICH WÜSTENBERG

### Redakteure dieses Heftes:

STEPHAN GOLDSCHMIDT

MICHAEL MEYER-BLANCK

### Satz:

STEFFEN FUCHS

Namentlich ausgewiesene Beiträge werden von den Autoren verantwortet und geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder.

**Editorial** ..... 4

## THEMA

**Was zu tun ist** ..... 5  
Zur Funktion und Reichweite von Agenden  
MICHAEL MEYER-BLANCK

**Einheit und Vielfalt in der Liturgie am Beispiel der Entwicklung in Kurhessen-Waldeck** ..... 11  
JÜRGEN FRANK

**Gottesdienst mit steter Lust?** ..... 22  
Zu den gegenwärtigen Agenden in den evangelischen Kirchen in Deutschland  
HELMUT SCHWIER

**Pluralismus und Orientierung – Herausforderungen in der Moderne** ..... 35  
GERT PICKEL

**Einheit, Vielfalt und der freie Büchermarkt** ..... 45  
Von Klassikern, Spezialitäten und Variationen  
MARTINA STEINKÜHLER

**Tagungsrückblick und vorläufiges Fazit** ..... 51  
STEPHAN GOLDSCHMIDT

**Liturgiefeier in der Diskussion** ..... 58  
Aktuelle Entwicklungen in katholischer Kirche und Theologie  
BENEDIKT KRANEMANN

## IMPULSE

**Das „Prinzip Access“ oder Liturgie als Zugang** ..... 73  
ALEXANDER REICHELT

## LITERATUR

**Lars Charbonnier / Konrad Merzyn / Peter Meyer (Hg.): Homiletik. Aktuelle Konzepte und ihre Umsetzung** ..... 80  
RUTH CONRAD

**Helmut Schwier / Michael Welker (Hg.): Schöpfung: glauben – loben – handeln** ..... 82  
Predigten und Reflexionen zu Natur und Schöpfung  
KLAUS EULENBERGER

<b>Helmut Schwier (Hg.): Zwischen Torheit und Weisheit</b> .....	82
KLAUS EULENBERGER	
<b>Alexander Deeg: Das äußere Wort und seine liturgische Gestalt</b> .....	83
Überlegungen zu einer evangelischen Fundamentalliturgik HELMUT SCHWIER	
<b>Christine Zimmermann / Erwin Möde: Spiritualität des Betens</b> .....	85
Empirische Gebetsforschung CHRISTIAN GRETHLEIN	
<b>Matthias Bernstorff / Thorge Thomsen: Selbstverständlich predigen? So geht's!</b> .....	86
MICHAEL MEYER-BLANCK	
<b>Ruth Lödel: Der Gottesdienst im Altenheim</b> .....	86
KONRAD MÜLLER	
<b>Irene Mildenerger / Wolfgang Ratzmann (Hg.): Was für ein Stück wird hier gespielt?</b> .....	87
Zur Theologie des Gottesdienstes ANDREA MORGENSTERN	
<b>Stefan Kopp: Der liturgische Raum in der westlichen Tradition</b> .....	89
Fragen und Standpunkte am Beginn des 21. Jahrhunderts THOMAS KLIE	
<b>Albert Gerhards: Erneuerung kirchlichen Lebens aus dem Gottesdienst</b> ...	90
Beiträge zur Reform der Liturgie FRANK PETERS	
<b>Jochen Arnold (Hg.): Andere Gottesdienste</b> .....	92
Erkundungen und Reflexionen zu alternativen Liturgien CHRISTIAN BINDER	
<b>Volker Leppin: Geschichte des mittelalterlichen Christentums</b> .....	94
MICHAEL MEYER-BLANCK	
<b>Jörg Neijenhuis: Feste und Feiern</b> .....	96
Eine theologische Theorie CHRISTIAN GRETHLEIN	
<b>Autorinnen und Autoren dieses Heftes</b> .....	98

LITURGIE UND KULTUR wird kostenlos abgegeben. Es wird jedoch um eine Beteiligung an den Druckkosten in Höhe von 12,00 €/Jahr (bzw. 4,50 €/Heft) gebeten:

Ev. Darlehensgenossenschaft eG Kiel  
BLZ: 210 602 37  
Konto-Nr.: 14001  
Verwendungszweck:  
AO 403200 „Liturgie und Kultur“  
IBAN: DE75 2106 0237 0000 0140 01  
SWIFT/BIC: GENODEF1EDG

Korrespondenz, Manuskripte und Rezensionsexemplare, deren Publikation bzw. Besprechung vorbehalten bleibt, bitte an:

Geschäftsstelle der  
Liturgischen Konferenz (LK)  
c/o Kirchenamt der EKD  
Herrenhäuser Str. 12  
30419 Hannover  
Tel. 0511 2796-214  
E-Mail: lk@ekd.de  
www.liturgische-konferenz.de

# Editorial

„Wie bunt ist die Liturgie in der Evangelischen Kirche in Deutschland?“ Unter dieser Fragestellung lud die Liturgische Konferenz im Oktober 2012 zu einer Fachtagung nach Hildesheim ein. Mit mehr als 70 Fachleuten aus Forschung und Praxis sowie kirchenleitend Verantwortlichen wurde über die Frage diskutiert, wie viel Vielfalt und Farbigkeit und wie viel Einheitlichkeit im Blick auf die Gottesdienstgestaltung und insbesondere bei der Erarbeitung von Agenden sinnvoll ist. Als Fazit blieb am Ende die Erkenntnis, dass Vielfalt und Einheit ihren je eigenen Sinn haben. Die Vielfalt der Gottesdienste wird sich zukünftig auch durch Anregungen aus dem Büchermarkt und Gestaltungsideen aus dem Internet vermutlich noch steigern. Die Einheit sollte dabei aber nicht aus dem Blick geraten und wird eine wichtige zukünftige Gestaltungsaufgabe darstellen. Das vorliegende Heft dokumentiert in seinem ersten Teil die Vorträge dieser Tagung mit einer grundsätzlichen Einführung von *Michael Meyer-Blanck* über Gegenwart und Zukunft der Agendengestaltung. Anschließend werfen *Jürgen Frank* und *Helmut Schwier* einen Blick in Vergangenheit und Gegenwart der Agendenarbeit. *Gert Pickel* und *Martina Steinkühler* weiten den Blick auf die Herausforderungen für die Gottesdienstgestaltung in der Gegenwart aus der Perspektive der Soziologie und des freien Büchermarktes. Der abschließende Artikel von *Stephan Goldschmidt* bietet neben einer Zusammenfassung der Vorträge einen Eindruck aus der Diskussion prominenter Vertreter der drei protestantischen Konfessionen und wagt mit einem vorläufigen Fazit den Blick in die Zukunft.

Die Frage nach Vielfalt und Einheit der Liturgie in der EKD wäre unvollständig gestellt, wenn sie nicht auch noch einen Blick auf die Entwicklungen in der römisch-katholischen Kirche seit dem zweiten Vatikanum werfen würde, zumal sich am 4. Dezember 2013 zum 50. Mal die Verabschiedung der bahnbrechenden Konzilskonstitution „*Sacrosanctum Concilium*“ jähren wird. Für die katholische Liturgiewissenschaft ist 2013 ein Jubiläumsjahr und *Benedikt Kranemann* gibt einen nicht nur kundigen, sondern auch akzentuierten Einblick in die katholische Debatte. Einen zum Thema des Heftes passenden Impuls bietet *Alexander Reichelt*, indem er das „Prinzip Access“ auf die Liturgie überträgt und nach den Zugangsbedingungen für den Gottesdienst fragt. Die wiederum zahlreichen Rezensionen dieses Heftes lassen erkennen, wie sehr die lange Zeit eher ruhige Liturgiewissenschaft weiterhin „boomt“.

MICHAEL MEYER-BLANCK  
STEPHAN GOLDSCHMIDT

# Was zu tun ist

## Zur Funktion und Reichweite von Agenden<sup>1</sup>

MICHAEL MEYER-BLANCK

Wie sollte die Agende ab dem Jahr 2017 aussehen? So fragten wir hier im März 2008 bei einer Fachtagung. Damals war das Thema eher heuristisch im Hinblick auf das 2008 noch deutlich entfernte Reformationsjahr formuliert; inzwischen aber sind wir diesem Jahr näher gerückt und man kann gezielter fragen: Wie soll der Nachfolger des EGb von 1999 werden? Nachdem die Perikopenrevision in Gang gekommen ist, muss auch nach der Revision von Gesangbuch und Agende gefragt werden. Diese Fachtagung soll als eine Art Anhörung fungieren, um weit im Vorfeld die agendarischen Traditionen in der EKD aufeinander beziehen zu können. Ich freue mich, dass hier vielfältige liturgische, liturgiewissenschaftliche und kirchenleitende Expertise versammelt ist und möchte Sie alle herzlich willkommen heißen. Ich werde dazu einleitend einige wenige Bemerkungen zur Situation und zu agendarischen Prinzipien vorausschicken.

### 1. Zur Situation

Diese Tagung wird sich besonders auch mit den eigenständigen landeskirchlichen Agendentraditionen beschäftigen, wie das im Hinblick auf Baden, Kurhessen-Waldeck, die Pfalz und Württemberg sowie in spezifischer Weise auch auf die Reformierte Kirche zutrifft. *Eigenständigkeit* ist schön; und gerade die besonderen Agenden haben auf das EGb positiv gewirkt. Sie setzen bis heute wichtige, etwa sprachliche Impulse. Aber auch *Einheit* ist schön, nicht zuletzt wegen der zunehmenden Mobilität der Gottesdienstteilnehmer. Ich selbst kann das als so genannter „Möbelwagenkonvertit“ – aus dem lutherisch-liberalen Hannover zuerst in das unierte Berlin-Brandenburg und dann in das konfessionell differenzierte Rheinland – nur bestätigen. *Eigenständigkeit* ist schön; und *Einheit* ist auch schön – kompliziert wird es nur, wenn man das Verhältnis beider Prinzipien zu bedenken hat. Um hier etwas mehr Einblick zu gewinnen, haben wir diese Tagung konzipiert.

Was die künftige Art von Agenden angeht, so gibt es verschiedene angedachte Szenarios. Das betrifft nicht nur das Verhältnis von VELKD, UEK und besonderen Traditionen, sondern auch das Verständnis einer Agende überhaupt.

<sup>1</sup> Statement zur Eröffnung des Symposiums der Liturgischen Konferenz in Hildesheim am 9. Oktober 2012. Der mündliche Stil ist beibehalten. Ich hoffe die hier angedeuteten Gedanken zum agendarischen Prinzip im Laufe dieses Jahres ausführlicher entfalten zu können.

**1.1.**

Das erste Szenario ist das einfachste: Es bleibt alles beim Alten, das EGb wird der revidierten Perikopenordnung angepasst und die Texte werden überarbeitet; zugleich setzen die autochthonen landeskirchlichen Ausschüsse ihre Arbeit fort, so weit das die Ressourcen ermöglichen und weiter sinnvoll erscheinen lassen.

**1.2.**

Aber aus der Fachtagung „Gottesdienst feiern“ vom März 2008 und aus der entsprechenden Publikation<sup>2</sup> aus dem Jahre 2009 ist ein zweites Szenario bekannt: Künftig könne es statt einer integrativen Agende, wie sie das EGb darstellt, eine Agende im Sinne eines „Rollenbuches“ oder eines „liturgischen Archivs“ geben. Ein neues Gottesdienstbuch habe den so genannten traditionskontinuierlichen Gottesdienst zu beschreiben, um daneben für zweite und dritte Programme weiten Spielraum zu ermöglichen. Das EGb dagegen – so die Gruppe um Klaus Raschzok – sei in seinem Integrationsanspruch überambitioniert.

**1.3.**

Ein drittes, und das wohl radikalste Zukunftsszenario hat Frank Peters in seiner 2011 erschienenen Arbeit „Agende und Gemeindealltag“ formuliert. Das Medium Buch sei künftig immer weniger geeignet und stattdessen solle an die sogenannte „Virtuelle Schwarm-Kompetenz“ gedacht werden: Gutes liturgisches Material werde sich im Internet der Qualitätskontrolle der Benutzer aus- und dann im Gebrauch durchsetzen.<sup>3</sup> Ernüchternd ist die Arbeit von Peters übrigens im Hinblick auf die liturgische Praxis und die Vorlieben von Pfarrern. In seinen sieben Gruppengesprächen mit insgesamt 43 Liturginnen und Liturgen konnte Peters eine nach den Diskussionen der letzten Jahre überraschende Leerstelle ausmachen. Peters formuliert das folgende Fazit:

*„In den Beiträgen aller (!) Teilnehmer spielt das Abendmahl keine zentrale Rolle: Weder wird es in den Einstiegsrunden über die eigenen Prioritäten erwähnt noch bei der abschließenden Frage nach den liturgischen Träumen!“*

Der ehemals katholische Autor merkt an, dass ein solcher Befund bei Gesprächen mit katholischen Pfarrern kaum vorstellbar wäre. Die Konzentration der liturgischen Diskussion auf das Abendmahl in den letzten Jahren ist also deutlich weniger relevant für das liturgische Bewusstsein der Verantwortlichen, als man dies nach fünfzig Jahren Agende I und fünfundzwanzig Jahren Reformdiskussion um das neue Gottesdienst-

2 Gottesdienst feiern. Zur Zukunft der Agendenarbeit in den evangelischen Kirchen. Im Auftrag der Liturgischen Konferenz hg. von Michael Meyer-Blanck, Klaus Raschzok und Helmut Schwier, Gütersloh 2009.

3 Peters, Frank: Agende und Gemeindealltag. Eine empirische Studie zur Rezeption des Evangelischen Gottesdienstbuches, Stuttgart 2011 (PThe 117), 278ff. Wichtig dazu ist auch die EGb-Rezeptionsstudie der Liturgischen Konferenz: Gottesdienstgestaltung in der EKD. Ergebnisse einer Rezeptionsstudie zum „Evangelischen Gottesdienstbuch“ von 1999. Im Auftrag der Liturgischen Konferenz hg. von Claudia Schulz, Michael Meyer-Blanck und Tabea Spieß, Gütersloh 2011.

buch erwartet hatte. Die Studie „Gottesdienst erleben“ von Uta Pohl-Patalong<sup>4</sup> bestätigt übrigens diese Zurückhaltung auch bei Teilnehmenden: Von vielen wird dieses weiterhin „als belanglos oder auch unangenehm“ erlebt (154). Folgen die Diskussionen um „Eucharistie“ und (bzw. versus) „Abendmahl“ also einer Logik der liturgischen „Expertokratie“ – abseits der Sorgen von liturgischen Praktikern und Gottesdienstbesuchern? Gibt es für die Mehrheit der Kirchenmitglieder ganz andere liturgische Sorgen, die Suche nach anderen Formen von Partizipation?

Damit ist bereits die ökumenische Perspektive angesprochen, die keinesfalls außer Acht bleiben darf.<sup>5</sup> In diesem Zusammenhang muss man zunächst sagen: *Unsere* agendarischen Probleme würden die katholischen Christen gerne einmal haben! Bekanntlich sind – jedenfalls offiziell – die Formulierungen des katholischen Messbuchs wörtlich vorgeschrieben; und bei der Mahlfeier ist eines der vier Hochgebete jeweils zu verwenden, ohne dass Veränderungen daran vorgenommen werden dürfen. Nach der Übersetzungsinstruktion „Liturgiam authenticam“ von 2001 muss jede einzelne gottesdienstlich gebrauchte Formulierung in Rom genehmigt werden.

Man kann allerdings fragen, ob diese Form von Zentralismus, die letztlich ein Produkt des 19. Jahrhunderts ist, wirklich zukunftsfähig ist. Katholische Christen sprechen in letzter Zeit auch von der Implosion der spätmodernen Einheitskonzeption des Katholischen, die eigentlich erst seit dem Aufkommen der Nationalstaaten existiert habe (mit dem Schlüsseljahr 1871) – diese Konzeption bzw. Fiktion projiziere lediglich eine Integration in die Zeit von Mittelalter und Antike hinein, welche damals real gar nicht existiert habe. In der Tat muss immer wieder daran erinnert werden, dass vieles, was man für althergebracht hält, eine Frucht des 19. Jahrhunderts ist. Das gilt für die römische Einheitszelebration des Missale Tridentinum von 1570 ebenso wie für das Breviergebet, die tägliche Messfeier und die klerikale Priesterkleidung.<sup>6</sup> Das 19. Jahrhundert ist vorbei, bestimmt aber noch vielfach die Strukturen, in denen Kirchlichkeit gedacht wird. Das gilt auch für unsere Reflexion des Agendarischen. Das will ich im Folgenden nur kurz andeuten, bevor die Beiträge von Jürgen Frank und Helmut Schwier Geschichte und Gegenwart eingehender beleuchten.

## 2. Kennzeichen des Agendarischen

Unsere Agendentradition, die im EGb von 1999 gipfelte, kann man mit vier Kennzeichen charakterisieren, die ich unserer Tagung als knappes Wahrnehmungsraster voranstellen möchte.

- 
- 4 Pohl-Patalong, Uta: Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst, Stuttgart 2011, 154-161.
- 5 Dazu gehört auch die Aufmerksamkeit, die das EGb in der katholischen Theologie fand; vgl. dazu den Aufsatz eines katholischen Liturgiewissenschaftlers: Lurz, Friedrich: Die Einführung des Evangelischen Gottesdienstbuches – ein Ereignis von ökumenischer Relevanz, in: ThLZ 125 (2000), 231-250 sowie ferner Meyer-Blanck, Michael: Liturgiewissenschaft und Kirche. Eine ökumenische Verhältnisbestimmung in zehn Thesen, in: ders. (Hg.): Liturgiewissenschaft und Kirche. Ökumenische Perspektiven, Rheinbach 2003, 111-138.
- 6 Häußling, Angelus OSB: Tagzeitenliturgie in Geschichte und Gegenwart. Historische und theologische Studien, hg. von Martin Klöckener, Münster 2012 (LQF 100), 79.



## 2.1. Das integrative Prinzip

Es nimmt nicht Wunder, dass wir auch in der evangelischen Kirche mit den Entwicklungen des 19. Jahrhunderts zu tun haben. Auch die lutherischen Agenden von Petri, Kliefoth, Löhe, Höfling suchten – wie schon König Friedrich Wilhelm der III. im Jahre 1822 – den Rückweg zur Reformation und die Überwindung der Aufklärung, agierten damit aber letztlich konsequenter und integrativer als das in der Reformationszeit möglich gewesen war. Sie schufen eine Reformation mit der Farbe des 19. Jahrhunderts – weil sie eben selbst nicht wussten, dass sie Kinder des 19. Jahrhunderts waren, das mit der Romantik begonnen hatte. Dieses Erbe zog sich bis in die liturgischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts hinein. Überschaubar man diese Entwicklung, dann hilft kein romantisierender Rückgang zu älteren Verstehensweisen – sei es des Mittelalters oder sei es der alten Kirche; liturgiewissenschaftlich und kirchenpolitisch ist es vielmehr geboten, das eigene – unreflektierte oder reflektierte – Verhältnis zur Ritualität als hermeneutische Voraussetzung zu bedenken und damit das eigene Verhältnis zur Moderne und Postmoderne in den Blick zu bekommen.<sup>7</sup>

Die agendarische Arbeit stand seit dem 19. Jahrhundert zunehmend unter dem Prinzip, eine möglichst flächendeckende Einheitsagende zu schaffen – für die gesamte neu entstehende Landeskirche Hannovers (Ludwig Adolf Petri 1852), für ganz Bayern (1856)<sup>8</sup> und für ganz Preußen (1822 und 1895): Die Agendengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts lässt sich als Entwicklung von territorial begrenzten, aber festen Vorschriften hin zu einem immer größeren Geltungsbereich bei gleichzeitig liberaler werdender Ordnung auffassen. Auf diese Weise führt der Weg von den landeskirchlichen Agenden wie der Preußischen Agende von 1822/1895 über die Agenden der Kirchenbünde VELKD (1959) und EKD (1955) bis zum nahezu EKD-weiten „Evangelischen Gottesdienstbuch“ (1999). Die wachsende Mobilität verlangt eine möglichst weite Geltung bei gleichzeitig zunehmender innerer Liberalität. Ein besonderer Einschnitt war dabei die Zeit nach 1945, als die zahlreichen Flüchtlinge am neuen Lebensort eine gottesdienstliche Heimat finden mussten.<sup>9</sup> Die Agenden von 1955 und 1959 ausschließlich unter der Überschrift „Restauration“ zu verbuchen, wie das seit einigen Jahren geläufig wurde,<sup>10</sup> ist damit zumindest einseitig. Gerade die Preußische Agende von 1895 bedeutete für viele aus den östlichen preußischen Provinzen Kommenden viel. (Ich denke dabei an meinen eigenen Vater, der von 1942 bis 1945 Vikar und Pfarrer in Ostpreußen war); die Agende der UEK von 1959 suchte an die Tradition von 1895 anzuknüpfen und die Einsichten der liturgischen Bewegungen darauf zu beziehen.

Die Frage heute lautet: Wie verhalten wir uns künftig zum integrativen Prinzip von

7 Dazu vgl. Grillo, *Andrea*: Einführung in die liturgische Theologie. Zur Theologie des Gottesdienstes und der christlichen Sakramente, Göttingen 2006 [ital. 1999] sowie *ders.*: La nascita della Liturgia nel XX secolo. Saggio sul rapporto tra Movimento Liturgico e (post-) modernità, Assisi 2003.

8 Genauere Angaben s. bei Schulz, *Frieder*: Die Struktur der Liturgie. Konstanten und Varianten, in: *ders.*: Synaxis. Beiträge zur Liturgie, Göttingen 1997, 134-154: 149.

9 Meyer-Blanck, *Michael*: Gottesdienstlehre, Tübingen 2011, 178.

10 Zitiert wird in diesem Zusammenhang der Artikel von Cornehl, *Peter*: Gottesdienst VIII. Evangelischer Gottesdienst von der Reformation bis zur Gegenwart, in: TRE 14, 54-85: Bei der Agende von 1955/59 handle es sich um „die umfassendste liturgische Restauration“ in der Geschichte des evangelischen Gottesdienstes in Deutschland (77).

Agenden? Soll es damit weitergehen – das entspräche der Tendenz zur Mobilität –, oder soll es künftig eher mehr agendarische Pluralität geben – das entspräche der Tendenz zur Pluralität.

## 2.2. Das konfessionelle Profil

In den beginnenden Jubiläumswjahren des 2. Vatikanischen Konzils ist zu fragen, ob die künftigen Agenden eher ökumenischer oder eher evangelisch profiliert werden. Das Eucharistiegebet in Grundform 1 des EGb war besonders in der Schlussphase der Entstehung stark umstritten. Interessanterweise findet sich nun gerade in der „Reformierten Liturgie“<sup>11</sup> ein Eucharistiegebet mit in das Beten integrierten Einsetzungsworten (RL 361f.); in den zur „Form B 1“ angebotenen Abendmahlsgebeten zur Auswahl finden sich sogar drei Gebete, die explizit als „Eucharistiegebete“ überschrieben sind (RL 383f.). Frieder Schulz hatte bereits 1997 die „katholischen Einflüsse auf die evangelischen Gottesdienstformen“ beschrieben und das an vielen evangelischen Agenden aus Europa und Übersee aufgezeigt (etwa im Hinblick auf die Form des Eucharistiegebets).<sup>12</sup> Das hat sich allerdings in der Praxis kaum durchgesetzt. Das liturgische Beharrungsvermögen ist insgesamt wesentlich stärker gewesen.

Aus diesem Umstand ergeben sich zwei Fragen. Die erste ist die nach der Spannung von Ökumenizität und evangelischem Profil. Werden die ökumenischen Aufbrüche in Liturgiewissenschaft und agendarischer Arbeit der letzten 50 Jahre fort- und weitergeführt – oder muss man sich nüchtern der Realität ihrer Grenzen stellen? Noch wichtiger ist allerdings die zweite agendarische Frage. Diese betrifft die Struktur und Machart von gegenwärtigen Agenden: Sollen diese stärker ordnen oder Impulse geben?

## 2.3. Agenden zwischen ordnender und anregender Funktion

Das EGb und die ein Jahr später erschienene Konfirmationsagende von VELKD und UEK sind Agenden neuen Typs: Sie ordnen weniger das, was zu tun ist sondern eher, dass man entscheiden muss, was angemessen ist. Die Studie der Liturgischen Konferenz zur Rezeption des EGb hat gezeigt, dass die Ignoranz der härteste Gegner dieser Agenden des neuen Typs ist. Daraus ergibt sich die Frage: Inwieweit kann eine plurale Arbeitsagende überhaupt prägend wirken? Widerspricht sie durch ihre Machart der bekannten agendengeschichtlichen Tatsache, dass Agenden unter großen Widerständen eingeführt, aber dann unter noch größeren Widerständen außer Kraft gesetzt werden müssen (das trifft etwa für die Preussische Agende von 1895 zu). Das Besondere des EGb war es nun bekanntlich, dass dieses die Agende I nicht abgeschafft und ersetzt

11 Reformierte Liturgie (RL): Gebete und Ordnungen für die unter dem Wort versammelte Gemeinde, im Auftrag des Moderaments des Reformierten Bundes erarbeitet und hg. von Peter Bukowski u.a., Wuppertal / Neukirchen-Vluyn 1999.

12 Schulz, Frieder: Katholische Einflüsse auf die evangelischen Gottesdienstformen der Gegenwart, in: PTh 86 (1997), 134-152; vgl. ferner die grundlegende Studie: Schulz, Frieder: Die Struktur der Liturgie. Konstanten und Varianten (s.o. Anm. 8).

hat; denn unter der Ägide des EGb konnte man auch schlicht alles beim Alten lassen. So ist das in vielen Gemeinden tatsächlich auch geschehen: Man feiert einfach weiter nach Agende: „Stell Dir vor, es kommt eine neue Agende, und keiner hat es gemerkt“ – einschließlich des Visitators, der nur die eingereichte Visitationspredigt studiert. Was für die Ebene der Makrostruktur von Agenden gilt, kann man ebenso auch für die Mikrostruktur von einzelnen Handlungsformen sagen. Damit bin ich bei meinem vierten und letzten Punkt.

#### 2.4. Ritualität zwischen Ritus, Ritual und Ritendesign

Eine Agende ist eine kirchlich approbierte Groß- und Sammlungsform von Ritualen. Im Hinblick darauf befinden wir uns in der Gegenwart in einer merkwürdigen Paradoxie. Zum einen ist kaum eine Kategorie so beliebt wie diejenige des Rituals – interessanter Weise nicht nur für den Gottesdienst, sondern vor allem auch im Hinblick auf Schule und andere gesellschaftliche Orte von inszenierter Öffentlichkeit und Halböffentlichkeit (man denke nur an Geburtstage und Hochzeiten). Wo aber das Ritual „designt“ wird, verliert es seine Kraft. Kirchliche Rituale leben gerade davon, dass sie zwar auch gemacht sind, dass man aber gerade dies im Vollzug vergessen kann. Die Wiederholungen schichten sich gewissermaßen auf und potenzieren sich – bis hin zu der ernsthaft vorgetragenen Meinung, das Ritual sei *nicht* gemacht, sondern gewachsen (so Benedikt der XVI. im Hinblick auf die Messe im Anschluss an das organologische Messverständnis von Josef Andreas Jungmann).<sup>13</sup> Wie dem im einzelnen auch sei: Das kirchliche Ritual lebt von dieser pragmatischen Entzogenheit, und Agenden haben nur dann Kraft, wenn sie das berücksichtigen, und Thomas Klie hat darum vorgeschlagen, vom „Ritus“ statt vom „Ritual“ zu sprechen („Vom Ritual zum Ritus“).<sup>14</sup> Dieser Gedankengang macht zugleich die Notwendigkeit und die Schwierigkeiten des integrativen Prinzips der agendarischen Arbeit deutlich.

Integration – Konfessionalität – Ordnung und Anregung – die Kraft des Ritus: Damit sind vier mögliche Fragestellungen benannt, um in das Thema dieser Tagung einzuführen: Wie viel agendarische Einheit in der EKD ist möglich – und wie viel Vielfalt ist hilfreich?

<sup>13</sup> *Jungmann, Josef Andreas*: Missarum Sollemnia. Eine genetische Erklärung der römischen Messe Bd. I und Bd. II, Wien <sup>5</sup>1962 [1948].

<sup>14</sup> *Klie, Thomas*: Fremde Heimat Liturgie. Ästhetik gottesdienstlicher Stücke, Stuttgart 2010 (PTHe 104), 183-204.

---

# Einheit und Vielfalt in der Liturgie am Beispiel der Entwicklung in Kurhessen-Waldeck

JÜRGEN FRANK

## 1. Vorbereitung

Für die Darstellung von Einheit und Vielfalt in der Liturgie am Beispiel der Entwicklung in Kurhessen-Waldeck habe ich drei Vorentscheidungen getroffen. Die erste Vorentscheidung ist die Beschränkung auf die Agende I. Der enge zeitliche Rahmen legt dies nahe. Die Konzentration auf „Die sonntäglichen Gottesdienste“, wie es in der Agende von 1968 heißt, ist darum gut möglich, weil Kasualgottesdienste während dieser Tagung Gegenstand von Workshops sein werden. Es wird also um die „Die Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen“ gehen, so der Titel 1996.

Die zweite Vorentscheidung betrifft die Perspektive meiner Darstellung. Mich interessierten neben den gut beschreibbaren Wandlungen auf der Ebene der Ordinarien, der Proprien, der vielfältigen Textangebote immer auch in hohem Maße die Hintergrundvariablen und die Antriebsmomente der Arbeit an den Agenden.

Und schließlich verzichte ich auf das Medium einer PowerPoint Präsentation und lasse in ihrer sinnlichen Gestalt die Bücher selber wirken. Ich habe sie in eine Weinkiste gelegt, um eine Konnotation zu unterstützen, die witzige hessische Landpfarrer und freche Vikare von Anfang an hatten. Als man ihnen ihre kleinen handlichen, meist schwarzen DIN A 5-Ringbücher aus den Händen nahm, um sie durch das offizielle weinrote DIN A4 Ringbuch zu ersetzen, war die Bezeichnung bald im Umlauf: „Weinkarte der Gottseligkeit“. Dass die großformatigen Ringbücher nicht mehr in meine Weinkiste mit den Kostbarkeiten passten, macht auch Sinn. Sonntag für Sonntag ist das Ringbuch aus dem Vorrat der großen Ordner neu zu bestücken. Praktisch sind sie wie Weinschläuche aus denen das Angebot des Tages gezapft wird.

Doch damit des himmlischen Amüsemments noch nicht genug. Als die großen Ordner ausgeliefert wurden, zeigte sich, dass sie allein nicht stehen konnten. Auf den Bücherborden in den Pfarrämtern lehnte sich die neue Agende an verwandte und benachbarte Literatur an. Es sei denn, man stellte sie auf den Kopf. Ein Trick vermutlich, um ein für alle Mal klar zu machen, dass Gottesdienstordnungen keine Kopfgeburten sind. Vom Kopf auf die Füße. Nicht nur auf „gepflegte Gottesdienste“ in Kurhessen-Waldeck, wie vor Jahren die Parole hieß, sollte es hinauslaufen, sondern auf geerdete Gottesdienste. Dieser Entwicklung gehen wir jetzt nach, in ausgewählten Schritten.

## 2. Erste Schritte

„Wie bunt ist die Liturgie in der Evangelischen Kirche in Deutschland?“ Zu bunt, viel zu bunt, so ließe sich Alfred Niebergalls Bestandsaufnahme von 1962 zusammenfassen. Es ist die Bestandsaufnahme des damaligen geschäftsführenden Vorsitzenden der Liturgischen Kammer der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Seine Übersicht über die Agenden innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland beginnt er im August 1962 mit den Worten: „Nachdem die zu Anfang dieses Jahrhunderts einsetzende und nach dem ersten Weltkrieg verstärkt auftretende liturgische Reformbewegung eine beträchtliche Anzahl von ‚Privatagenden‘ hervorbrachte, sind in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg zunächst von größeren Kirchenkörpern, danach auch von einzelnen Landeskirchen Agenden oder Agendenentwürfe herausgegeben worden.“<sup>1</sup> Als Produkte der größeren Kirchenkörper hatte er zunächst im Blick die „Agende für evangelisch-lutherische Kirchen und Gemeinden von 1955“ und die „Agende für die Evangelische Kirche der Union von 1959“.

Alfred Niebergall hatte ein profundes historisches Wissen auf diesem Feld. Der von ihm für den ersten Band der Theologischen Realenzyklopädie verfasste Artikel „Agende“ ist 113 Seiten lang. Für Niebergall war nicht nur aufgrund seines ausgebreiteten liturgischen Überblickswissens unzweifelhaft, dass die Größe von Kirchenkörpern nicht unbedingt etwas aussagt über deren liturgische Potenz. Es gab für ihn und die ihm darin folgende Synode gute Gründe, einen eigenen, den spezifisch kurhessischen Weg zu gehen. Wir werden sehen, dass es nicht das letzte Mal war, dass im Interesse des eigenen Weges die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck sich aus der Umarmung größerer Kirchenkörper löste, sich schließlich sogar dem freundlichen Werben von Frieder Schulz entzog und ein eigenes Agenden-Projekt gegen das der EKD-weiten „Erneuerten Agende“ setzte.

Mit einer eigenen Agende verfolgte die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck mehr als eine auf Vereinheitlichung zielende Reform des Gottesdienstes. Das zwar auch, aber zugleich sollte die Einführung einer neuen Agende eine einende Wirkung haben für die Landeskirche überhaupt. In seinem Vorwort am Abschluss eines sechsjährigen Prozesses oft kontroverser Verhandlungen schreibt 1968 Bischof Vellmer: „Die neue Agende tritt an die Stelle der drei Agenden, die im Jahre 1896 für die drei Kirchengemeinschaften im Konsistorialbezirk Cassel herausgegeben wurden, aber auch an die Stelle der Waldecker Gottesdienstordnungen.“<sup>2</sup> Die drei Agenden von 1896 öffneten sich unter den seit 1866 veränderten politischen Verhältnissen für Einflüsse der preußischen Unionsagende von 1823/34 und bewahrten zugleich weitestgehend das oberhessische und niederhessische wie auch das reformierte und lutherische Hanauer Erbe. In Waldeck blieb die lutherisch geprägte Kirchenordnung von 1556 bis 1968 in Geltung. Im Dezember 1951 erhielt die Liturgische Kammer auf Antrag Niebergalls, damals noch Studiendirektor des Predigerseminars in Hofgeismar, den Auftrag, „den ge-

1 Der Gottesdienst der Gemeinde. Einführung in den Entwurf, August 1962.

2 Agende für die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck, I: Die sonntäglichen Gottesdienste, Kassel 1968, XI.

druckten Entwurf einer Agende für das gesamte Gebiet der Landeskirche vorzulegen.“<sup>3</sup> Für die von ihm gehegte Hoffnung fand Niebergall in einem grundlegenden Referat vor der Landessynode die folgenden Worte: „Auch wenn in unserer Landeskirche bestimmte konfessionelle Unterschiede vorhanden sind, so besteht doch die berechtigte Hoffnung, dass in Zukunft eine einzige Agende für die Landeskirche erarbeitet wird.“<sup>4</sup> Es dauerte für die Agende I achtzehn Jahre, bis sich diese Hoffnung erfüllte: 1968 erschien der erste Band der Agende für die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck. Man spürt auch Niebergalls Erleichterung, wenn er für Bischof Vellmer die Feder führte und wir im Vorwort der endgültigen Fassung von 1968 lesen: „Wenn es nun im Bereich unserer Kirche nur e i n e Agende gibt, so kann dies ohne Zweifel als deutliches Zeichen dafür gelten, dass unsere Landeskirche immer mehr zu einer Einheit zusammengewachsen ist.“<sup>5</sup>

Ein schwacher Nachhall des Widerstands gegen diesen Alleingang dieses prononcierten hessischen Weges ist gleichwohl herauszuhören, wenn Vellmer sich zu folgender Erklärung genötigt sieht: „Die Frage, ob wir uns nicht einer der in jüngster Zeit erschienenen Agenden einer anderen Kirche innerhalb des Gebietes der Evangelischen Kirche in Deutschland anschließen sollten, ist eingehend geprüft worden.“<sup>6</sup> In der Darstellung des Ergebnisses dieser Prüfung wird überaus deutlich das Interesse an der Wahrung und Stärkung der Einheit, und zwar über die Grenzen von Kurhessen-Waldeck hinaus sichtbar, wenn Vellmer fortfährt: „Wenn wir uns dennoch zu einer eigenen Agende entschlossen haben, so wurde zwar in vieler Hinsicht die Struktur der Gottesdienstordnungen übernommen, wie sie eine beträchtliche Anzahl anderer Landeskirchen innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland ebenfalls haben und wie sie überdies auch bisher bei uns üblich war.“

Die breite gemeinsame Basis in der Struktur, und zwar sowohl im Blick auf die hessischen Agenden selbst als auch darüber hinaus, bedeutete zugleich eine Übereinstimmung in der Theologie des Gottesdienstes, die Niebergall sechs Jahre vorher, nämlich 1962 in der „Einführung in den Entwurf“ prägnant dargestellt hatte. Er führte sie zurück auf die Worte Martin Luthers zur Einweihung der Torgauer Schlosskirche am 5. Oktober 1544. Es war die erste für einen evangelischen Gottesdienst erbaute Kirche. Nach der Abgrenzung von der Weihe der „Papisten Kirche“ bringt Luther es auf den Punkt: Wollen wir „nach Gottes Befehl und Willen ... anfangen, Gottes Wort zu hören und zu handeln und, dass solches fruchtbarlich geschehe auf sein Gebot und seine gnädige Zusage, ihn anrufen und ein Vaterunser sprechen.“<sup>7</sup>

Das Vorwort zur dann folgenden Predigt über das Evangelium des Sonntags (Lk 14,1-11) enthält dann jene Definition des Gottesdienstes, die auch für Niebergalls Ansatz und damit für die theologische Grundstruktur der Agende maßgeblich war, nämlich „dass unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“ Um die Kontinuität und damit die Einheit in der Vielfalt festzuhalten, hat Christian Zippert, Niebergalls Nachfolger in

3 Gottesdienst feiern. Begleitbuch zur Agende I, hg. v. Christian Zippert, Kassel 2005, 7.

4 A.a.O., 8.

5 Agende für die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck, I, XI.

6 A.a.O.

7 WA 49, 588; zitiert nach: Gottesdienst feiern. Begleitbuch zur Agende I, 20.

der Leitung der Liturgischen Kammer, die „Einführung in den Agendenentwurf“ von 1962 im Begleitbuch zur Agende I von 2005 prägnant zusammengefasst.

*„Beim Gottesdienst geht es zunächst ‚um den Dienst, den Gott uns erwiesen hat und erweist‘, danach ‚um die Versammlung der Gemeinde zum Gottesdienst‘ und schließlich, nach einem Ausdruck von Martin Doerne, ‚um den Lebensgottesdienst der Gemeinde insgesamt wie des einzelnen Christen‘ ... ‚Der Gottesdienst Gottes‘, so Niebergall, ‚also das Heilsgeschehen in Jesus Christus, ist nicht ein Ereignis, das sich fern von uns vollzogen hat und vollzieht. Es wird vielmehr zum Ereignis für uns im Gottesdienst der Gemeinde, und zwar dadurch, dass das Wort von Jesus Christus verkündigt und angehört (wird) und die Sakramente dargereicht und empfangen werden.“<sup>8</sup>*

Es folgt dann die für Niebergall kennzeichnende und als theologisches Kriterium für die Arbeit der Kammer leitende Unterscheidung: „Die Verkündigung des Wortes Gottes, wir können auch sagen: die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus in Wort und Sakrament, ist das primäre konstitutive Element des Gottesdienstes der Gemeinde“. Die Antwort der Gemeinde auf die Verkündigung des Evangeliums „in Bekenntnis und Lobpreis, in Gebet und Fürbitte“ ist „das sekundäre konstitutive Element des Gottesdienstes der Gemeinde“. Die „Aufeinanderfolge“ dieser beiden konstitutiven Elemente, „dieses Miteinander, ja dieses Ineinander von Wort Gottes und Antwort der Gemeinde kennzeichnet den evangelischen Gottesdienst.“<sup>9</sup>

### 3. Die Fortsetzung des Weges

Damit war ein zentrales Antriebsmoment benannt, das auch künftig die Weiterentwicklung der Agenden in Kurhessen-Waldeck flüssig halten sollte. Christian Zippert schreibt 2005 lapidar: „Das Gottesdienstverständnis der 1996 erschienenen Agende I entspricht dem der Agende I von 1968.“

Was auf dieser stabilen theologischen Grundlage Bewegung in die Szene bringen und Veränderungen auf dem Weg von 1968 bis 1996 auslösen würde, zeichnete sich bereits ab, als Bischof Vellmer resümierend das Ziel formulierte, das der Landessynode bei der Verabschiedung der Agende von 1968 vor Augen stand: „Es galt, in einem theologisch verantwortbaren Maß die eigene Tradition unserer Landeskirche zu wahren, die Gemeinsamkeit mit anderen Landeskirchen auf dem Gebiet des gottesdienstlichen Lebens im Blick zu behalten und bei alledem sich neuen theologischen Einsichten unserer Zeit zu öffnen.“<sup>10</sup>

„Eine Agende“, so Vellmer, „bringt zur Zeit ihrer Veröffentlichung stets den gegenwärtigen Stand theologischer Erkenntnisse zum Ausdruck. Es ist überflüssig zu sagen, dass

8 Begleitbuch, 21.

9 Begleitbuch, 21.

10 Agende I 1968, XI.

es sich dabei im Ergebnis oft um einen Kompromiss verschiedener Ansichten handelt.“<sup>11</sup> Es war Niebergalls geschickte Inszenierung, dass er diesen Kompromiss sozusagen institutionell auf Dauer stellte, und die regional patriarchalischen, eher konfessionellen Pröpste, oberhessisch, niederhessisch, lutherisch, uniert, reformiert in der liturgischen Kammer ausbalancierte durch eine Gruppe „junger Wilder“, die unter ihrem späteren Label „Gottesdienst menschlich“ andere Traditionen zur Wirkung brachten, insbesondere die liturgischen Impulse des Kirchentages. Gerhard Grenz und Peter Horst, beide Gemeindepfarrer in Kassel und nicht zuletzt geprägt durch Erfahrungen in der Konfirmandenarbeit, sowie Friedrich Karl Barth, ab 1971 in der „Beratungsstelle für Gestaltung von Gottesdiensten und anderen Gemeindeveranstaltungen“ in Frankfurt am Main, sorgten für kreative Unruhe. Als Pfarrer in den ersten Amtsjahren war ich sozusagen in einem „Bewährungsstatus“ zunächst assoziiertes Mitglied der Kammer und habe deren Doppelstrategie mitverfolgen können.

Die Agende I war fertig, aber nun waren die Amtshandlungen unter den Pflug zu nehmen. Barth, Grenz und Horst hatten inzwischen eine eigene Agende für Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Eheschließung und Beerdigung veröffentlicht. Der Erfolg war anhand der Absatzzahlen unübersehbar. Sie schienen einen Nerv getroffen zu haben, theologisch und sprachlich. Liturgiepolitisch spielten sie über Bande. Auf dem Weg über die eigene Veröffentlichung brachten sie Texte ins Spiel, die im normalen Gang der Kammerarbeit vermutlich wenigstens teilweise auf der Strecke geblieben wären. Nun waren Gebete und Ordnungen zitierfähig. Andere Mitglieder der Kammer sind Barth, Grenz und Horst in dieser Strategie gefolgt. Bereits in den „Ergänzungen zur Agende I“ finden sich viele Gebete von Kammermitgliedern, die an anderen Orten veröffentlicht waren. Dazu gehören die „Neuen Kasualgebete“<sup>12</sup> von Christian Zippert und mir und später in der Bestattungsagende von 2006 die gottesdienstlichen Texte von Sigrid Glockzin-Bever mit dem Titel „Nahe dem Tod – nahe dem Leben“ von 1998.<sup>13</sup> Die Konkurrenz belebte das Geschäft: Die liturgische Kammer der evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck und der Liturgische Arbeitskreis II der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau unter Leitung von Friedrich Karl Barth befanden sich in einem territorialilurgischen Wettstreit. Die sogenannten Frankfurter liturgischen Texte zur Eröffnung, zur Bitte, zum Dank und Gebete zum Ausgang erschienen 1980. Die umfassenden Liturgieentwürfe für das Kirchenjahr<sup>14</sup> mauserten sich zu einer weinroten Buchform mit Einlegeband. Das Flüchtige und die Überholbarkeit auch dieser Texte sollte allerdings nicht ausgeblendet werden. Das besondere Kennzeichen dieser Ausformungsvariante einer modernen „Privatagende“ waren unter den abgedruckten Gebeten die gepunkteten Linien mit dem auffordernden Hinweis: „Eigener Entwurf“. Ich vermute zwar, dass diese Linien selten für eigene Formulierungen genutzt wurden. Diese Aufforderung stand quer zur Respekt gebietenden Aufmachung. Im Mai 1973, also 12 Jahre früher, hieß es in der ersten Ausgabe von „Gottesdienst mensch-

11 Ebd.

12 Zippert, Christian / Frank, Jürgen: Neue Kasualgebete, Gütersloh 1985.

13 Glockzin-Bever, Sigrid: Nahe dem Tod – nahe dem Leben. Gottesdienstliche Texte mit Bildern zur Karwoche und zu Ostern, Neukirchen-Vluyn 1998.

14 Liturgieentwürfe für das Kirchenjahr. Verfasst vom Liturgischen Arbeitskreis II der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau unter der Leitung von Friedrich K. Barth, Frankfurt <sup>2</sup>1985.



lich“ noch: „Eine Agende darf kein abgeschlossenes Buch sein; mit einer Agende muss man arbeiten können. Autoren und Verlag haben deshalb die Blätter dieser Agende lochen lassen. Wir empfehlen Ihnen, den Rücken dieses Buches in einer Buchbinderei oder Druckerei abschneiden zu lassen (2mm). Die Lochung ist so angelegt, dass Sie die Blätter in ein Ringbuch mit zweifacher oder vierfacher Mechanik einlegen können. Kasusabgrenzend können Sie zudem farbige Plastikblätter zwischenlegen, außerdem Konzeptpapier für eigene Entwürfe.“<sup>15</sup> Soweit die praktischen Hinweise, die durchaus einen konzeptionellen Hintergrund hatten. „Kritik hat uns nachdenklich gemacht, besonders die Anfrage, ob diese Liturgie wirklich schon genügend menschlich sei.“<sup>16</sup> „Wir können mit unseren Texten nur eine Richtung andeuten; sie sperren sich dagegen, einfach so rezitiert zu werden. Wir muten Ihnen noch einmal die eigene Bemühung um Ihre Sprache in Ihrer Situation zu. Liturgie kann mehr sein als stabilisierende alte Ordnung; sie kann ein Fest derer werden, die auf den Spuren Jesu unterwegs sind zur neuen Menschlichkeit. Kassel im Mai 1979.“

Es ist ein anderer Spielraum, den eine „Beratungsstelle für Gestaltung von Gottesdiensten“ nutzen kann, später unter der Leitung von Hanne Köhler und ihrer „Arbeitsgruppe Gottesdienst“, als es eine gegenüber der Synode rechenschaftspflichtige Kammer haben kann. Sie werden in den Zitaten der Vorworte der Agenden gehört haben, dass die gerechte Sprache den Autoren nicht geläufig war. Die Sprache der Körper und die Sprache der Räume wurden von anderer Seite in den Blick gerückt, z.B. durch Heidi Rosenstock und Hanne Köhler: „Du Gott, Freundin der Menschen“.<sup>17</sup> Und das klang 1991 dann so:

*„Sprache und Inhalt des Gottesdienstes müssen stimmig sein. Wenn es beim Thema des Gottesdienstes um Gerechtigkeit unter den Menschen geht, dann muss sich die Sprache auch gerecht äußern. Seit Jahren bemühen sich Frauen und Männer in der Kirche um eine solche Gottesdienstsprache.“<sup>18</sup> „Wir feiern den Gottesdienst, und eine Feier bedarf einer sorgfältigen Vorbereitung. So ist es wichtig, dass der Gottesdienstraum wie zu einem Fest gestaltet wird. Die Farben und die Anordnung der Blumen, die Kerzen, die Sitzordnung, kurz die Ästhetik des Raumes ist besonders uns Frauen wichtig geworden. Der Gottesdienstraum empfängt die Menschen, die zur Feier kommen wollen. Die Ästhetik des Raumes hilft beim Ordnen der Gedanken und Gefühle, gibt der Feier einen Rahmen.“<sup>19</sup>*

Und wie hieß es bei Barth, Grenz und Horst 1979: „Wir können mit unseren Texten nur eine Richtung andeuten; sie sperren sich dagegen, einfach so rezitiert zu werden. Wir muten Ihnen noch einmal die eigene Bemühung um Ihre Sprache in Ihrer Situation zu.“ 11 Jahre waren vergangen, seit Bischof Vellmer im Juni 1968 schon im Vorwort zur Agende I im Grunde genommen den gleichen Ton angeschlagen hatte:

15 Barth, F.K. / Grenz, G. / Horst, P.: Gottesdienst menschlich, Wuppertal 1973.

16 A.a.O.

17 Rosenstock, Heidi / Köhler, Hanne: Du Gott, Freundin der Menschen. Neue Texte und Lieder für Andacht und Gottesdienst, Stuttgart 1991.

18 A.a.O., 8.

19 A.a.O., 9.

„Eine Agende hat es, vor allem im Blick auf die darin vorgeschlagenen Gebete, mit der Sprache zu tun. In welchem Umfang es gelungen ist, eine Sprache zu finden, die der Teilnehmer am Gottesdienst verstehen und übernehmen kann, muss sich beim Gebrauch der Agende herausstellen. Gerade mit Rücksicht auf die Vielfalt der Möglichkeiten unterscheidet sich unsere Agende von anderen dadurch, dass sie im Proprium wie in einem besonderen Teil ein besonders reiches Angebot enthält. Der rasche Wandel der Sprache, der sich heute beobachten lässt, macht es erforderlich, eine Agende nicht als abgeschlossene Sache zu betrachten. Vielmehr muss mit der Neueinführung zugleich ein Bemühen um neue liturgische Gestaltungen einsetzen. [... Der Gottesdienst lebt davon, in welchem Maß die vorgesehenen Formen mit Inhalt gefüllt werden. Wenn eine Agende dazu verhilft, dass das Evangelium klarer und sachgemäßer verkündigt wird, dann allein ist die Absicht erreicht, die sich mit der Herausgabe einer neuen Agende verbindet.“<sup>20</sup>

Diesen Ton des Vorworts von 1968 hat Alfred Niebergall vor der Landessynode bei der Übergabe des abgeschlossenen Agendenwerks 1975 deutlich verschärft. So hörten es die erstaunten Synodalen aus dem Mund ihres leibhaftigen liturgischen Klassikers: „In den vergangenen sieben Jahren dürfte sich dieser Band zwar in einem gewissen Maße eingebürgert haben, aber es stellt sich zugleich heraus, dass infolge des ungewöhnlich raschen Wandels in Sprache, Stil und theologischer Auffassung manches darin nun nicht mehr zu gebrauchen ist.“ Trotz ihres reichen Gebetsanhangs könne die Agende nur als „eine vorläufige, unzureichende, also provisorische Arbeit“, ja als „ein veraltetes Buch“ angesehen werden. Es war darum konsequent, dass noch unter dem Vorsitz von Alfred Niebergall sich die Kammer daran machte, die dergestalt apostrophierten Mängel durch „Ergänzungen zur Agende“ auszugleichen. Die üppig angewachsene Gebetsliteratur – ihrerseits ein Indiz für die große Nachfrage auf dem Handlungsfeld Gottesdienst – aber auch Texte der Kammermitglieder bildeten eine reichhaltige Ressource. Ich entsinne mich an Sitzungen der Kammer und einzelner Arbeitsgruppen in denen Gebetstexte behutsam bearbeitet wurden. Im Interesse der programmatisch gewollten Vielfalt erlaubte man sich neben den „gekämmten“ auch eine Anzahl „ungekämmter“ Gebete, die ihrerseits den schöpferischen Liturgen unter den Pfarrerinnen und Pfarrern Mut zur eigenen Sprache machen wollten. In seinem Vorwort zu den Ergänzungen formulierte Christian Zippert, Niebergalls Nachfolger im Vorsitz der Kammer, folgendermaßen: „Bei der behutsamen Bearbeitung des Materials ging es [der Liturgischen Kammer] nicht um eine einheitliche Sprache und ein in jeder Hinsicht gemeinsames Verständnis von Gottesdienst, Gebet und Abendmahl, sondern im Gegenteil um eine möglichst bunte *Vielfalt* in Auffassung und Ausdruck – also um ‚jene Liberalität, die unsere Kirche ... von den Zeiten Wilhelm Hermanns an bis zum heutigen Tage geprägt hat.“<sup>21</sup> In diesem weiten Horizont verwundert es dann auch nicht, dass unter anderem auch zahlreiche Texte katholischer Herkunft Aufnahme in die Gebetssammlung, also die „Ergänzungen“ fanden.

Das Lernprogramm für die Kammermitglieder als Einübung in die Spielräume liturgischer Buntheit war erheblich. Frieder Schulz war zu Gast und einer der beständigsten,

20 Agende für die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck, I, XII.

21 Agende I, Ergänzungen. Erweiterte Auflage, Kassel 1983.

kritischen Weggefährten. Auch Manfred Josuttis<sup>22</sup> und Hans Martin Barth<sup>23</sup>. Dietrich Stollberg war lange Jahre Mitglied der Kammer. Die liturgische Kammer war und ist ein Labor. Jeder ist ein eigenes Kompendium aus gottesdienstlichen Erfahrungen. Die unterschiedlichen Reflexionsgestalten sind in individuellen Theologien – oft unbewusst – sehr präsent. Die spannungsvolle Vielfalt erfordert Konfliktmanagement und Ausweitung der Grenzen der Toleranz. Man trägt Prophetenmantel und Nadelstreifen, Krawatte und Halstuch, gibt sich gediegen oder wild.

Die Vorläufigkeit der Agende wird auch für deren Ergänzungen in Anspruch genommen. Die ausdrückliche Ermunterung, die Texte der Ergänzungen sprachlich und sachlich nach eigenem Ermessen weiter zu bearbeiten wurde nur leise dadurch domestiziert, dass die bisher bewährten Kriterien für einen sachgemäßen Umgang noch einmal ins Bewusstsein gehoben wurden: „Neben der ‚Bindung an die Wahrheit des Evangeliums‘ und dem ‚Respekt der Liebe gegenüber der Gemeinde‘ [alles Formulierungen, die Zippert von Niebergall aus der Einführung in die Agende I übernahm] sollte auch das eigene Sprachempfinden ein wichtiges Kriterium sein. Auch liturgische Texte bedürfen der persönlichen Aneignung, um überzeugend zu wirken.“<sup>24</sup> Bei seinen weiteren Vorschlägen hatte Zippert eine Performance im Blick, die in den folgenden Jahren – insbesondere in den Gottesdienstkursen des Predigerseminars – auf eine theoretisch geklärte, professionelle Schiene gerückt wurde. Ich erinnere mich an die Einbeziehung von Dramaturgen des Staatstheaters Kassel und die für mich lehrreiche Unterscheidung des 1863 geborenen Mitbegründers des Moskauer Künstlertheaters, Konstantin Sergejewitsch Stanislawski. Er entfernte sich von den alten Rollenfächern und hatte den Anspruch, jede Rolle individuell zu gestalten. Seine Inszenierungen wurden zum Modell eines atmosphärischen Schauspielstils, eines „Wie-im-Leben-Stil“, bei dem zwischen Oberflächenschauspielerei und Tiefenschauspielerei unterschieden wurde. Ein Schauspieler sollte sich aufgrund eigener Erfahrungen und Gefühle, seinem „emotionalen Gedächtnis“ mit seiner Rolle identifizieren. Das innere Erleben und der äußere Ausdruck sollten sich in einer „psychophysischen Handlung“ vereinigen.

Es sollte ein langer Weg werden, Generationen von Vikarinnen und Vikare hierfür den Sinn zu öffnen. Zippert setzte mit seinen Vorschlägen vergleichsweise bescheiden an, wenn er empfahl, dass manche „Vorschläge z.B. für die Einleitung des Sündenbekenntnisses und die Aufforderungen zu Bitttruf und Lobpreis [...] sich der Pfarrer, wenn möglich, so weitgehend zu eigen machen (sollte), dass er sie frei nachsprechen kann. Die Gewohnheit, alles außer der Predigt und den Bekanntmachungen aus einem Buch abzulesen, gibt unseren Gottesdiensten einen unnötig förmlichen und starren Charakter. Allerdings [und jetzt hört man den erfahrenen Predigerseminardirektor] wird hier jeder seine Möglichkeiten und Grenzen nüchtern einschätzen müssen.“<sup>25</sup>

Wer über „Einheit und Vielfalt in der Liturgie am Beispiel der Entwicklung in Kurhessen-Waldeck“ auf profunde Weise informieren will, ist gut beraten, das Begleitbuch zur Agende I in die Hand zu nehmen. Mit dem Titel „Gottesdienst feiern“ erschien es

22 Der Weg in das Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage, München 1991.

23 Wohin – woher mein Ruf? Zur Theologie des Bittgebets, München 1981.

24 Agende I, Ergänzungen, 2.

25 Agende I, Ergänzungen, 2.

2005<sup>26</sup>. Herausgegeben und in den einzelnen Beiträgen kräftig angeregt von Christian Zippert, ist es das maßgebliche und sein letztes Wort zur Sache. Alle folgenden Produktionen der Liturgischen Kammer dieser Landeskirche spinnen auch diesen roten Faden fort. „Einheit und Vielfalt in der Liturgie“. In gewisser Hinsicht ist dieses von Mitgliedern der Liturgischen Kammer verfasste Begleit-Buch in Anlage und Ausführung der literarisch komprimierte Niederschlag dieses Programms. Denn „Einheit und Vielfalt in der Liturgie“ ist nicht die reflektierende Bilanz eines Außenstehenden, der die Agendenentwicklung in Kurhessen-Waldeck seit den 60er Jahren zusammenschaut. Bereits in den ersten Entwürfen findet sich dieser programmatische Ton in den Einführungen aus der Feder Alfred Niebergalls. Ging es Niebergall noch in erster Linie um die Einhegung der konfessionellen Vielfalt, so geht es Zippert dann um die Vermittlung und Aneignung liturgischer Kompetenz.

In seinem Vorwort stellt Martin Hein, Zipperts Nachfolger im Bischofsamt, dies als wesentliches Anliegen des Begleitbuches heraus. Ich zitiere: „Eine Agende lebt erst durch reflektierte Ein- und Ausübung liturgischer Praxis. Insofern hoffe, ich“, so Martin Hein, „dass das Begleitbuch zur Agende eine wichtige Rolle in der Aus- und Fortbildung derer spielt, die für die Gottesdienstgestaltung besonders verantwortlich sind. Daneben spricht es Fragen an, die über das gesprochene Wort hinausgehen: gemeindliche Mitwirkung, Musik, Räume, Verhalten, Kleidung. Hier braucht eine stimmige Praxis liturgische Kompetenz, die sich alle persönlich erarbeiten müssen. Das Buch will dazu eine fundierte Hilfe sein.“

Er schließt dann noch den Satz an: „Der Weg zur Publikation hat länger gedauert als beabsichtigt.“ Das ist ein Satz mit berufsbiografischer Geschichtstiefe. In den 80er Jahren waren Martin Hein und ich im Predigerseminar in Hofgeismar eine Zeit lang zuständig für die Ausbildung der Vikarinnen und Vikare auf vielen Handlungsfeldern, aber zentral eben auch für den Gottesdienst. Wir führten diese Kurse zumeist als Tandem durch und wurden immer wieder gefragt, wo man unsere theoretischen und praktischen Ausführungen denn nachlesen könne. Es gab keine Veröffentlichungen. Es gab nur unseren Originalton, skizziert auf Karteikarten und Merktzetteln für die Vikare.

Unter Einbeziehung der benachbarten Brunnenkirche, dem Predigerseminar direkt gegenüber, und gemeinsam mit dem uns in Alter und Auffassung nahen Predigerdirektor Frithart Scholz, erprobten wir die „Verleiblichung“ der Agende. Wir versuchten, Vikarinnen und Vikare dafür zu sensibilisieren, dass die Körper und die Bewegungen im Raum oft eine eigene liturgische Sprache sprechen, oft im krassen Gegensatz zum gesprochenen Wort. Was war davon zu halten, wenn jemand mit keckem Hüftschwung die Kanzel erstürmte, um den Distanz schaffenden Talar vergessen zu machen? Oder wenn sich jemand mit schief gelegtem Kopf reichlich depressiv seitlich zum Altar schlich, um mit vor die Brust gehaltener Agende zum Lobpreis aufzufordern? Wir interpretierten bei den Besuchen in den Vikariatsgemeinden die als Stuhllager verramschten Chöre und nahmen die traurigen Topfpflanzen auf den Altären aufs Korn. Das lustige Flattern bunter, kunstgewerblicher Stolen war ebenso zu hinterfragen wie die unter den Arm geklemmten Bücherstapel materialreich unter Orgelspiel einziehender Chef liturgen. „Räume, Verhalten, Kleidung“, die Stichworte aus Martin Heins Einführung in

26 Gottesdienst feiern. Begleitbuch zur Agende I, Kassel 2005.

das Begleitbuch geben noch den Nachhall wieder, dass Vielfalt – mit Niveau – bisweilen mühselig durchzubuchstabieren war, um sich zu einem erkennbaren, einheitlichen Bild zusammenfügen zu können.

„Räume, Verhalten, Kleidung“, in diesem Zusammenhang von Stilfragen mit theologischem Tiefensinn sind auch „Rückenprobleme“, genau genommen „Buchrückenprobleme, anzusprechen: Gebundene Agende oder Ringbuch. Ton in Ton mit dem Talar oder die „Weinkarte der Gottseligkeit“, Kirchenamt, bzw. oberlandeskirchenrätlicher Liturgiereferent kontra hessischen Landpfarrer. Es ging um das Gewicht des gebundenen Verbindenden in kostbarem Oasenziegenleder im Unterschied zum im handlichen Ringbuch individuell Gesammelten. Das Buch an sich stieg auf zum Symbol für die Einheit des Gottesdienstes, ja für die Einheit der Landeskirche. Es waren Kampflinien, die heute kaum noch nachvollziehbar sind, die ich aber in meiner emotionalen Landkarte fest verzeichnet finde.

Im April 2005 „hat die Landessynode der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck in Würdigung der Stellungnahmen aus den Kreissynoden gemäß Art. 105 Abs. 1 GO die Einführung der [...] Agende IV: Die Bestattung einstimmig beschlossen.“<sup>27</sup> Eine beschlossene Trauagende ist gegenwärtig in der Endredaktion vor der Drucklegung. Die Kasualagenden spitzen Wahrnehmungen zu, die deutlich als Antriebsmomente für die Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung der Ordnungen für die sonntäglichen Gottesdienste erkennbar waren. Hält man die beiden Agenden nebeneinander, ist die Entwicklung unübersehbar. Wie schon die Agende für die sonntäglichen Gottesdienste, eröffnen die Kasualagenden „Gestaltungsräume für individuelle Aneignung und laden dazu ein, liturgische Kompetenz wahrzunehmen und weiter zu entwickeln.“<sup>28</sup> Die Agendenentwicklung der letzten 25 Jahre lässt eine Tendenz erkennen, die weg führt von der „Leseliturgie“ und hin zu einer „Bearbeitungsliturgie“. Und Propst Reinhold Kalden, der den Abschluss der Bestattungsagende ins Werk gesetzt hat, bringt es auf den Punkt, wenn er in der Einführung schreibt: „Für das liturgische Handeln sind heute weniger Rechtssetzungen als Didaktik maßgeblich. Pfarrer und Pfarrerinnen brauchen liturgische Kompetenz, um eine Grundform an jeweils spezifische Situationen anzupassen.“<sup>29</sup>

Um diesen Zusammenhang und diese Voraussetzung eindringlich zu demonstrieren, führte die Bestattungsagende zusammen, was als Begleitbuch zur Agende I noch parallel entstand: didaktisches Know-how für die Gottesdienstgestaltung. Es war daher durchaus ein programmatischer Schritt, dass nach dem früheren Predigerseminardirektor und Ordinarius für Praktische Theologie Alfred Niebergall und dem Predigerseminardirektor, Probst und späterem Bischof Christian Zippert am Ende der 90er Jahre ich als Direktor des Pädagogisch-Theologischen Instituts die Leitung der Kammer übernahm. Diese Ausformungsvariante im Blick auf die geschäftsführenden Vorsitzenden der Liturgischen Kammer ist allerdings weniger revolutionär als es auf den ersten Blick scheint, da ich schon als wissenschaftliche Hilfskraft während des Studiums in

27 Agende IV: Die Bestattung, Kassel 2006, 6.

28 A.a.O., 5.

29 A.a.O., 7.

Marburg und in den Jahren nach dem ersten theologischen Examen als Alfred Niebergalls Assistent zunächst bei der Erarbeitung des umfangreichen Agendenartikels für die Theologische Realenzyklopädie und später in seinem Forschungsprojekt zur Geschichte der christlichen Trauung mitgearbeitet habe.

20 Jahre in der Liturgischen Kammer waren für mich eine gute Lernstrecke, um zu begreifen, dass mit der Erstellung von Ordnungen und dem Angebot noch so vielfältiger Texte nur ein Teil der Arbeit erledigt war, und zwar der vergleichsweise einfachere. Einheit und Vielfalt sind nicht zwischen den Buchdeckeln einer Agende einzufangen und nicht durch Rezitation von Texten auf Dauer zu stellen. Einheit und Vielfalt sind das Ergebnis von Kompetenzentwicklung, für deren Voraussetzung in den Ausbildungsgängen der Predigerseminare und Fortbildungen der Pastorkollegs die theoretischen und praktischen Grundlagen gelegt werden.

Für mich persönlich war es darum nach Jahren auf unterschiedlichen liturgischen Handlungsfeldern ein konsequenter Schritt, im Raum der EKD die Bildungs- und Ausbildungsthematik zum zentralen Gegenstand zu machen und mich 2000 bewusst für die Leitung der Bildungsabteilung zu entscheiden. Die Erfahrungen, die ich in zahlreichen Bildungs-Kommissionen und Ausschüssen gesammelt habe, verdichten sich auch auf dem Feld der Liturgiedidaktik. Liturgische Kompetenz, die die Spannung zwischen Buntheit und Einheit gestalten hilft, ist theologisch klug, liturgisch kundig, sensibel auch für die liturgische Sprache des eigenen Körpers und schließlich kommunikativ mit denen, für die und mit denen sich vollziehen soll, dass unser Herr mit uns redet durch sein Wort und Sakrament und wir ihm antworten mit Gebet und Lobgesang.

# Gottesdienst mit steter Lust?

## Zu den gegenwärtigen Agenden in den evangelischen Kirchen in Deutschland

HELMUT SCHWIER

„Man kann nicht sagen, dass das Thema ‚Agende‘ hier [= in den gegenwärtigen kirchlichen Reformpapieren, HS] zu den als prioritär eingestuften Agenda gehört. Natürlich wurden in vielen Texten Gedanken und Planspiele zum Gottesdienst vorgetragen. Agendenreform wird aber nicht als anzupackende ‚Maßnahme‘ genannt. Es soll hier nicht über die Gründe dieses agendarischen Schweigens gemutmaßt werden. Bei Protestanten ist eine Agende nicht durchgängig ein mit steter Lust besetztes Buch.“<sup>1</sup> So formulierte Michael Nüchtern auf einem von der Liturgischen Konferenz initiierten Symposium zur Agendenreform vor wenigen Jahren. „... nicht durchgängig ein mit steter Lust besetztes Buch“ – eine treffende Beschreibung evangelischer Agenden und unseres doch mehrheitlich erwartungsgedämpften Gebrauchs solcher gottesdienstlicher Bücher!

Aber auch diese Bücher gleichen anderen Büchern in der Hinsicht, dass sie Leserinnen und Benutzer überraschen können, wenn man sich in sie vertieft – so entsteht und wächst die Lust beim Lesen und Benutzen und lässt manches Unerwartete und Gute entdecken. Begleiten Sie mich auf meiner Lesereise, auf der ich das Evangelische Gottesdienstbuch (EGb) und dann je eine neue reformierte, unierte und lutherische Agende vorstelle.

### 1. Das Evangelische Gottesdienstbuch

Das EGb,<sup>2</sup> das 1999 in der EKV, der VELKD und der Evangelischen Kirche A.B. in Österreich eingeführt worden ist, ist eine Agende neuen Typs: Es ist Agende und Werkbuch in einem.<sup>3</sup> Welche Schätze sind auf dem Weg durch das Buch und beim Gebrauch zu entdecken?

1 Vgl. *Nüchtern, Michael*: Kirche evangelisch gestalten. Heidelberger Studien zur Prakt. Theol. Bd.13, Berlin 2008, 50-61, zit. 51. Vgl. weiter *Schwier, Helmut*: Liturgie im Spannungsfeld von Traditionspräsentation. Traditionsgelegenheit, Frömmigkeit und Freude an Gott, in: *Georg Lämmlin* (Hg.), Die Kirche der Freiheit evangelisch gestalten. Michael Nüchterns Beiträge zur Praktischen Theologie. Heidelberger Studien zur Prakt. Theol. Bd.17, Berlin 2012, 43-52.

2 Evangelisches Gottesdienstbuch. Agende für die Evangelische Kirche der Union und für die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands, hg. von der Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und im Auftrag des Rates von der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche der Union, Berlin u.a. 1999 (Taschenbuchausgabe 2000).

3 Vgl. zum Ganzen auch *Schwier, Helmut*: Das Evangelische Gottesdienstbuch zwischen liturgischer Tradition und Innovation, in: Erneuerte Agenden – Das Evangelische Gottesdienstbuch im Licht ökumeni-

Das EGb bietet nicht nur Gottesdienstordnungen („Liturgien“) und Textangebote, sondern es erfordert durch die Konzeption von Grundstruktur und Ausformungsvarianten, dass jeder Gottesdienst bewusst und kompetent gestaltet wird. Aus welchen weiteren Blickwinkeln Gottesdienst auch beschrieben werden kann, unhintergebar gilt: Die Gottesdienstfeier ist und bleibt eine konkrete Gestaltungsaufgabe. Diese Aufgabe soll mit den sieben „maßgeblichen Kriterien“ geleitet und durch die zahlreichen liturgiedidaktischen Hinweise, die zu den „Grundformen“ und den einzelnen liturgischen Stücken gegeben werden, eröffnet werden.

Damit sind die Schätze und Lesefrüchte des EGb bereits knapp benannt. Sicher sind sie unterschiedlich wertvoll und überzeugend. Viele kritisieren die Gebetssprache – nicht zu Unrecht an manchen Stellen<sup>4</sup> – jedoch bieten die je drei Tagesgebete zu den Sonn- und Feiertagen und die Abendmahlgebete eine sprachlich und theologisch ordentliche Sammlung öffentlicher Gebete, ohne dass hier über die durchaus heftigen Kontroversen um die Abendmahlgebete<sup>5</sup> hinaus spirituell etwas gewagt würde; andere halten die liturgiedidaktischen Hinweise für zu oberflächlich und zu sehr auf Rubriken bezogen – auch dies ist nicht unzutreffend, zumindest vom Gesichtspunkt eines umfassenden Bildungsverständnisses; jedoch ist hier auch zu beachten, dass die genannten Hinweise Grundwissen enthalten, nicht mehr und nicht weniger. Mit den liturgischen Texten und den liturgiedidaktischen Hinweisen konnte in Studium, Aus- und Fortbildung konstruktiv weitergearbeitet werden. Sie standen oft am Beginn eines Bildungsweges in liturgicis.

Zum Wertvollsten des EGb gehören die sieben Kriterien. Sie haben sich während der Arbeit am EGb herausgebildet und sind durch den mehrjährigen Stellungnahmeprozess in den Kirchen ergänzt und bestätigt worden.<sup>6</sup> In ihnen wird die theoretische Basis des EGb praxisnah formuliert. Das 1. Kriterium benennt die reformatorische Grundeinsicht in die Beteiligung und Verantwortung der Gemeinde für den Gottesdienst, das 2. Kriterium die liturgische Konzeption des EGb (Grundstruktur und Gestaltungsvarianten). Die weiteren Kriterien berücksichtigen die Herausforderungen traditioneller und gegenwärtiger Texte (3. Kriterium) und der Suche nach einer nicht-ausschließenden Sprache (5. Kriterium) ebenso wie die Verbundenheit mit der Spiritualität der Ökumene (4. Kriterium), der Ganzheitlichkeit liturgischen Handelns und Verhaltens (6. Kriterium) und die bleibende Verbundenheit mit Israel (7. Kriterium).

Das EGb plausibilisiert durch die beiden Grundformen die heute wirksamen und im Gebrauch befindlichen Profile evangelisch-reformatorischer Gottesdienstordnungen.

scher Gottesdienstreform. Symposium zu Ehren von Hans Krech, TVELKD 153, Hannover 2010, 15-24, sowie ausführlicher Schwier, Helmut: Die Erneuerung der Agende. Zur Entstehung und Konzeption des „Evangelischen Gottesdienstbuches“, Leit. NF Bd.3, Hannover 2000. Vgl. auch Meyer-Blanck, Michael: Gottesdienstlehre, Tübingen 2011, 396-404.

4 Gerade bei den Übersetzungen alter Gebete aus dem Lateinischen und bei der Verwendung reformatorischer Vorlagen ist die theologische Begriffsdichte samt Genitivverbindungen nicht selten zu hoch. Vgl. hierzu auch aus katholischer Sicht Stock, Alex: Orationen. Die Tagesgebete im Jahreskreis neu übersetzt und erklärt, Regensburg 2011.

5 Vgl. Schwier, Erneuerung, 355-361; Raschzok, Klaus: Der Streit um das Eucharistiegebet in den Kirchen der Reformation, in: Winfried Haunerland (Hg.), Mehr als Brot und Wein. Theologische Kontexte der Eucharistie, Würzburg 2005, 145-172.

6 Vgl. hierzu Schwier, Erneuerung, 386-408.470-494.517-524.



Durch die Einbeziehung der Abendmahlsfeier in Grundform II wird der historisch auf den Pronaus zurückgehende Wortgottesdienst um die Mahlfeier mit elementarer Liturgie erweitert. Durch die Abendmahlsgebete in Grundform I wurde aus dem Torso der biblischen Stücke (Einsetzungsworte, Vaterunser) samt weniger Beigaben ein gestalteter Zusammenhang, der zudem ökumenische Offenheit und Lernbereitschaft signalisierte; dabei bleibt praktisch zu beachten, dass die Gebete der Liturgen nicht bereits allein durch eine zu große Länge das Mitfeiern beeinträchtigen, und dogmatisch ist deutlich, dass das Abendmahl als Mahl des Herrn und nicht als Mahl der Kirche zu feiern ist.

Durch die Abendmahlsformen und -liturgien des EGb gewinnen Profilbildung und behutsame Erweiterung evangelischer Traditionen in den Grundformen Gestalt, wird die Abendmahlskultur auch in sakramentsarmen Gemeinden erweitert und den Aufbrüchen der Abendmahlsfrömmigkeit Form und Stil gegeben.

Dies ist ein wesentlicher Bereich für die Zielrichtung des EGb. Denn seine theologische und auch liturgiepolitische Zielrichtung heißt „Integration und Horizonterweiterung“: Integration lutherischer, reformierter und unierter Traditionen, Integration traditioneller Liturgien und Gottesdienste in neuer Gestalt, Horizonterweiterung im Blick auf ökumenische, israelbezogene und feministische Liturgien und Spiritualitäten. Ist dies gelungen? Die Integration ist meines Erachtens weitgehend gelungen zwischen den verschiedenen Ausformungen der traditionskontinuierlichen Gottesdienste; sie ist eher nicht gelungen bei dem Versuch, sog. Alternative Gottesdienste durch das Strukturmodell zu verstehen, zu gestalten und zu bewerten; die Horizonterweiterung ist gelungen bei den Abendmahlsliturgien, während andere Erweiterungen in Stil, Medien, Rollen, Feiergestalt eher in den alternativen Gottesdiensten ausgelotet und ausprobiert werden.

Das EGb hat in der Agendenarbeit hohe Maßstäbe gesetzt und in der liturgischen Ausbildung starke Wirkung erzielt.<sup>7</sup> Es ist daher zu Recht auch von anderen Agendenproduzenten als Leitagende und Paradigma anerkannt worden, auch wenn dort bewusst andere Entscheidungen getroffen wurden.

## 2. Die Reformierte Liturgie

Etwa gleichzeitig zum EGb erschienen, löst die Reformierte Liturgie (RL)<sup>8</sup> das bisherige reformierte „Kirchenbuch“ ab. Sie gilt für die reformierten Kirchen und Gemeinden in Deutschland.

Die RL, erarbeitet von einer überschaubaren Arbeitsgruppe in etwa drei Jahren, bein-

<sup>7</sup> Vgl. zum Ganzen auch *Schulz, Claudia / Meyer-Blanck, Michael / Spieß, Tabea* (Hg. i.A. der Liturgischen Konferenz): *Gottesdienstgestaltung in der EKD. Ergebnisse einer Rezeptionsstudie zum „Evangelischen Gottesdienstbuch“ von 1999*, Gütersloh 2011 und *Peters, Frank*: *Agende und Gemeindealltag. Eine empirische Studie zur Rezeption des Evangelischen Gottesdienstbuches*, PThHe 117, Stuttgart 2011.

<sup>8</sup> *Reformierte Liturgie. Gebete und Ordnungen für die unter dem Wort versammelte Gemeinde*, i.A. des Moderaments des Reformierten Bundes erarbeitet und hg. von Peter Bukowski, Arend Klompmaker, Christiane Nolting, Alfred Rauhaus, Friedrich Thiele, Wuppertal / Neukirchen-Vluyn 1999. Vgl. hierzu auch Meyer-Blanck, *Gottesdienstlehre*, 404-407.

haltet einführende Texte, dann wie das EGb und unter Aufnahme von dessen Grundstruktur die Gottesdienstordnungen (EGb: Grundformen) und den Gottesdienstverlauf (EGb: Liturgie). Die RL präsentiert dabei drei Gottesdienstordnungen: die der reformierten Mehrheit (Form 1), die bes. altreformierten Traditionen (Form 2) und schließlich die Form 3, die unierte Traditionen aufnimmt. Form 1 entspricht dabei in wesentlichen Teilen der Grundform II des EGb und Form 3 der unierte getönten Grundform I, also der Messform, die im reformierten Bereich auch bereits die Schweizer Liturgie von 1983 berücksichtigt hatte. Nach den drei Formen werden kurze Hinweise zu alternativen Gottesdiensten gegeben und last, but not least zu Gottesdiensten mit Kindern.

Darauf folgen in der RL eine große Sammlung der gottesdienstlichen Texte, bevor der Tradition des Kirchenbuches entsprechend dann die beiden „Zeichen“ Taufe und Abendmahl und daran anschließend auch die Kasualien und die Ordination und Einführungshandlungen aufgenommen werden. Die Abendmahlsliturgie wird in zwei Grundformen mit je zwei Varianten geboten, außerdem in einer Ordnung, die sich für Haus- oder Krankenabendmahlsfeiern eignet. Die Grundformen entsprechen der einfachen Mahlfeier mit Eröffnung durch eine meditativ einstimmende oder erklärende Hinführung bzw. der Messform mit Abendmahlsgebeten, wobei wie in lutherischen Traditionen das Vaterunser entweder nach oder vor den Einsetzungsworten gebetet wird.

Der von Peter Bukowski unterschriebene Einführungstext und die von Alfred Rauhaus stammenden liturgiedidaktischen Hinweise informieren über Absicht und Stellenwert der Agende und profilieren das besondere reformierte Anliegen in ökumenischer Offenheit. Sie haben orientierenden und explizit keinen normierenden Charakter.<sup>9</sup> „Sie suchen vielmehr das reflektierende Gespräch mit allen, die für die Gestaltung von Gottesdiensten Verantwortung tragen.“<sup>10</sup>

Die ökumenische Offenheit und Lernbereitschaft zeigt sich einmal in der Aufnahme des Liturgischen Kalenders – und dort findet sich sogar an einer Stelle, zum Sonntag Lätare, ein Gebet aus dem röm.-kath. Messbuch;<sup>11</sup> die wachsende Prägung durch das Kirchenjahr findet man auch in der Gebetssammlung wieder. Weiter gewinnt die ökumenische Verbundenheit in der Übernahme von Gebeten aus anderen Traditionen Gestalt. Neben dem EGb hat hier besonders die liturgische Tradition Kurhessen-Waldeck und ihre Agende I von 1996 gewirkt.<sup>12</sup>

Der große Schatz der RL sind aus meiner Sicht die Gebete. Hier findet sich eine große Vielfalt und eine beeindruckende theologische und sprachliche Qualität. Es werden nicht nur durch Übernahme und Bearbeitung älterer Gebete Traditionen gepflegt, son-

9 Vgl. RL, 23.

10 Ebd.

11 Vgl. RL, 565-604; zu Lätare: „Gott, dein Sohn ist das Weizenkorn, das in die Erde fiel und erstarb. Aus seinem Tod leben wir. Nimm uns die Angst, für andere verbraucht zu werden. Hilf uns, einander Gutes zu tun, damit wir nicht vergeblich leben, sondern Frucht bringen in Jesus Christus, der in der Einheit des Heiligen Geistes mit dir lebt und herrscht in Ewigkeit“ (RL, 577; nach: Meßbuch für die Bistümer des deutschen Sprachgebiets, Kleinausgabe. Das Meßbuch deutsch für alle Tage des Jahres, Freiburg <sup>2</sup>1988, 311).

12 Agende I: Die Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen, hg. vom Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck ..., Kassel 1996.

dern entschiedener als im EGb neue Gebete formuliert. Sie sind auch an gegenwärtigen Themen und Anlässen orientiert, die eine große Sensibilität für das, was zeitgenössisch dran ist, zeigen. Themen sind also nicht nur Bibel, Diakonie, Mission, sondern auch „Männer und Frauen“, „Liebe und Sexualität“, „Eltern und Kinder“, „Fremde und Ausländer“, „Freundschaft und Zusammenleben“, „Medien“ sowie die Stichworte des konziliaren Prozesses.<sup>13</sup> Nicht nur in den Themen, sondern auch in den Ausführungen zeigen sich Vielfalt und Qualität und etwas mehr Mut zur überraschenden Formulierung.<sup>14</sup> Auch die Gebetsformulierungen bleiben, wie Bukowski betont, in der „Balance [...] zwischen Positionalität und Konsensfähigkeit.“<sup>15</sup> Wer gute Kollektengebete sucht, die ja bekanntlich eine andere Gestalt haben als die zur reformierten und oberdeutschen Form gehörenden Eingangsgebete, wird sogar hier fündig, und zwar, etwas versteckt, in den Gebeten zur Schriftlesung, die sich in der Textsammlung am Anfang und im Liturgischen Kalender im Anhang finden.<sup>16</sup>

Pointiert formuliert: Neben der eher ordentlichen und richtigen Gebetssammlung des EGb ist dies eine mehr als ordentliche Sammlung mit innovativen Spitzen!

Es wäre spannend, von den reformierten Kolleginnen und Kollegen zu hören, ob und wo sich hier im sonntäglichen Gebrauch die Qualität bestätigt und wo sich Abnutzungen oder der eingetretene Sprachwandel als Problem zeigen. Meine, allerdings eher aus uniert-lutherischer Prägung stammende, Anfrage wäre, ob die gerade bei den Eingangsgebeten und Sündenbekenntnissen sich zeigende Länge „funktioniert“ oder ob hier etwas weniger wortlastig gebetet werden könnte. Die von Peter Bukowski erwähnte Formulierung aus der Church of Scotland, dass die Gebetsprache einfach, frisch, relevant, nicht zu lehrhaft im Ton und nicht zu wirklichkeitsfern im Ausdruck sein soll,<sup>17</sup> ist überzeugend und hilfreich für alle öffentlich Betenden und könnte auch die langen Gebete dieser Agende stärker prägen.

Der zweite Schatz der RL ist die starke Berücksichtigung der Verbundenheit mit Israel, die in den reformierten Kirchen und Gemeinden eine große Rolle spielen. Diese Verbundenheit zeigt sich in den thematischen Gebeten (z.B. zum Gedenken an die Shoa<sup>18</sup>), aber auch bei den Psalmkollekten und nicht zuletzt in den von Edna Brocke und Dieter Krabbe stammenden Erläuterungen zum jüdischen Festkalender.<sup>19</sup> Das ist nicht nur liturgisches Erweiterungswissen, sondern gleichzeitig Ermunterung zur gelebten christlich-jüdischen Nachbarschaft vor Ort.

13 Vgl. RL, 141-151.

14 Vgl. z.B. RL, 142: „Dass du ein Gott bist, der uns anspricht, der mit uns redet und hört, was wir ihm sagen – dass du Worte findest, die zu uns durchdringen, die uns aus unserem Trotz lösen und aus unseren Verstrickungen – dass du dich nicht längst zurückgezogen hast in zorniges oder enttäushtes Schweigen, sondern uns in deinem Wort weiter unser Leben erschließt – Gott, darüber können wir nur staunen und dir danken“ (Sylvia Bukowski).

15 RL, 18.

16 Vgl. RL, 171-175.565-604.

17 Vgl. RL, 17: Zeitgemäße Gebetsprache sei „simple, fresh, relevant, not too doctrinal in tone or unreal in expression.“

18 Vgl. RL, 152f.

19 Vgl. RL, 613-625.

### 3. Das lutherische Gottesdienstbuch Württembergs

2004 veröffentlicht und wie das EGb später auch mit einem Ergänzungsband versehen präsentiert das Württembergische „Gottesdienstbuch“ (GDb) die Ordnungen und Texte für Predigtgottesdienst und Abendmahlsgottesdienst.<sup>20</sup> Nach einem instruktiven Einführungstext, in dem die Grundformen und Gestaltungsmöglichkeiten, aber auch die Tradition der Württembergischen Agenden seit der Reformation<sup>21</sup> beschrieben werden, werden die Gottesdienstordnungen des Predigtgottesdienstes und des Abendmahlsgottesdienstes in der Oberdeutschen Form und in der Messform in der Abfolge skizziert und dann in Liturgien exemplarisch ausgeführt; entsprechende kurze Formen der Abendmahlsfeier (beispielsweise für Hausabendmahl oder auch Feiern bei Tagungen) schließen sich an. Darauf folgt ein großer Textteil, vor allem mit Gebeten zur Auswahl, die am Kirchenjahr orientiert sind, aber auch wie die RL Themen und Anlässe aufgreifen, durchgängig z.B. den „Israelsonntag“. Die Württembergischen Besonderheiten, das Stille Gebet in der Eingangsliturgie und die Beichte vor der Abendmahlsfeier, werden hervorgehoben und mit Überleitungen zur Gebetseröffnung und mit ansprechenden Texten dargestellt.

Das GDb hat und nutzt den Vorteil, nach dem EGb und der RL erarbeitet worden zu sein, indem es vor allem aus diesen beiden Agenden (aber auch aus anderen Quellen) Gebete und Gestaltungshinweise übernimmt.

Die Verbindung zum EGb ist darüber hinaus greifbar im Einführungstext bei den Ausführungen über Verbindlichkeit, Verbundenheit und Vielfalt flexibler Gestaltung, vor allem aber bei den insgesamt acht „Leitlinien für die Gestaltung des Gottesdienstes“.<sup>22</sup> Hier werden die sieben Kriterien des EGb aufgenommen und behutsam weitergeführt. Theologisch überzeugend ist die etwas stärkere Betonung der trinitarisch ausgeführten theozentrischen Grundlage in Leitlinie 1 und 5, die m.E. bei den Hinweisen auf Gebet und Bekenntnis gelungen sind (Leitlinie 5),<sup>23</sup> aber bei der 1. Leitlinie doch etwas zu bruchlos zur Gottesdienstleitung fortführt: „Die Gemeinde versammelt sich im Namen des dreieinigen Gottes, der ihr in Wort und Sakrament begegnet. Dabei sind Pfarrerinnen und Pfarrer zur Leitung des Gottesdienstes berufen. Dies schließt die Beteiligung von anderen Gemeindegliedern ein.“<sup>24</sup> Dann folgt selbstverständlich auch der Hinweis auf das allgemeine Priestertum. Dies ist theologisch sicher nicht falsch, hat aber durch

20 Gottesdienstbuch für die Evangelische Landeskirche in Württemberg. Erster Teil (Predigtgottesdienst und Abendmahlsgottesdienst), hg. vom Evangelischen Oberkirchenrat, Stuttgart 2004. Ergänzungsband zum Gottesdienstbuch für die Evangelische Landeskirche in Württemberg, hg. vom Evangelischen Oberkirchenrat, Stuttgart 2005.

21 Vgl. GDb, 42-46 und den Ergänzungsband zum GDb, 11-27 (Gerhard Hennig). Vgl. weiter *Kampmann, Jürgen*: Die Zukunft des württembergischen Predigtgottesdienstes, in: *Hans-Joachim Eckstein / Ulrich Heckel / Birgit Weyel* (Hg.), *Kompodium Gottesdienst. Der evangelische Gottesdienst in Geschichte und Gegenwart*, Tübingen 2011, 124-144.

22 Vgl. GDb, 17f.

23 „Die Gottesdienst feiernde Gemeinde spricht zu Gott und von Gott als Vater, Sohn und Heiligem Geist. Das trinitarische Bekenntnis bestimmt die Gebets- und Predigtsprache weitgehend. Darüber hinaus enthält schon die Bibel einen Reichtum an Sprachformen und Bildern, die es neu zu entdecken und für die liturgische Sprache fruchtbar zu machen gilt“ (GDb, 17 – ohne Hervorhebungen des Originals).

24 GDb, 17 (ohne Hervorhebungen des Originals); vgl. dazu auch den Ergänzungsband zum GDb, 75-78 (mit Hinweisen auf das Württembergische Pfarrergesetz und die Kirchengemeindeordnung).

die Abfolge „Versammlung-Gottesbegegnung in Wort und Sakrament-Gottesdienstleitung-Beteiligung“ einen etwas anderen Akzent als das erste Kriterium des EGb, das zentral von der „Verantwortung und Beteiligung der ganzen Gemeinde“<sup>25</sup> spricht.

Der größte Schatz der Württembergischen Agende ist die Gebetssammlung. Begeistert in der Vielfalt der am Kirchenjahr und an Themen orientierten Gebete (ca. 90 Seiten Eingangs- und Kollektengebete, ca. 110 Seiten Dank- und Fürbittgebete) und überzeugend in der sprachlichen und theologischen Qualität. Hier werden – auch auf der Grundlage von EGb und RL und oft wenig, aber gezielt redigierend – die Tradition der Gebete gepflegt und ebenso neue Sprachformen geboten – auch hier einfach, frisch, nicht zu lehrhaft im Ton und außerdem stark an Mündlichkeit orientiert – vor allem bei den Eingangs- und Fürbittgebeten, die den thematischen Stichworten „Morgen“, „Schöpfung“, „Zeit“, „Sorge“, „Wege“ zugeordnet wurden.<sup>26</sup> Besonders gelungen und weiterführend ist hier auch die konsequente Aufnahme in nahezu allen Gebetsgattungen von geeigneten Gebeten für Gottesdienste mit Kindern.<sup>27</sup> Insgesamt formuliere ich mit etwas Pathos: Eine maßstabsetzende und im agendarischen Vergleich fast außerordentliche Gebetssammlung!

Ein zweiter Schatz dieses GDb ist der große Stellenwert, den die Musik im Gottesdienst hat. Er wird im GDb und im Ergänzungsband nicht einfach nur erwähnt oder gar beschworen, sondern durch praxisnahe Hinweise zur Instrumental- und Chormusik, zur Populärmusik und zum Gemeindesingen profiliert.<sup>28</sup> Das Evangelische Gesangbuch ist hier ständiger Bezugspunkt, aber es finden sich auch Hinweise auf das neue Liederheft „Wort-Klänge“,<sup>29</sup> das u.a. von Bernhard Leube stammt, dessen Handschrift man nicht nur in den musikalischen Agendenteilen wiedererkennen kann. Schließlich gibt es in diesem Kontext ein treffendes Zitat aus Sir 32, 5f., das hier humorvoll pointiert wie praxisnah bündelt: „Hindere die Spielleute nicht. Und wenn man lauscht, so schwatz nicht dazwischen und spare dir deine Weisheit für andere Zeiten.“<sup>30</sup>

25 EGb, 15; vgl. Schwier, Erneuerung, 387-389.471-474 und *ders.*: Das Priestertum aller Glaubenden und die Beteiligung am Gottesdienst, in: *Claudia Schulz / Michael Meyer-Blanck / Tabea Spieß* (Hg. i.A. der Liturgischen Konferenz), Gottesdienstgestaltung in der EKD. Ergebnisse einer Rezeptionsstudie zum „Evangelischen Gottesdienstbuch“ von 1999, Gütersloh 2011, 99-119.

26 Vgl. GDb, 194-201. Eingangsgebet zum Thema „Morgen“: „Gott des Lichts, wir preisen dich, der du der Morgen bist und der Abend, der Anfang und das Ende der Welt. Wir danken dir für die Ruhe der Nacht und das Licht eines neuen Tages. Von dir kommt alles, was geschieht. Du lebendige Kraft, gib deine Kraft uns, damit wir erwachen. Du alles umfassende Weisheit, lehre uns verstehen, wohin unser Weg führen soll. Du schaffst Freude in den Traurigen, Trost in den Schwermütigen, Klarheit in den Verwirrten, Lebenskraft in den Schwachen. Schaffe Licht auch in uns in der Frühe deines Tages“ (GDb, 195; vgl. RL, 114, nach Jörg Zink und Hans-Jürgen Hufeisen).

27 Allgemeine Eingangsgebete: „Einen neuen Tag schenkst du uns, Gott. Ehe wir die Augen öffnen, bist du um uns. Ehe wir den Mund auf tun, bewegst du unser Herz. Was wir mitbringen, Freude und Last, bringen wir vor dich. Sieh uns an und höre uns“ (GDb, 191).

28 Vgl. GDb, 30-41.

29 Vgl. z.B. GDb, 36ff.

30 GDb, 39.

#### 4. Die Liturgie der unierten Pfalz und ein Badischer Ausblick

In der Pfälzischen Landeskirche, in der auch die „Erneuerte Agende“ in einigen Modellgemeinden zur Probe zugelassen worden war, wurde schließlich eine eigene Agende vom Liturgischen Arbeitskreis unter der Leitung von Kurt Molitor erarbeitet und 2006 in zwei umfangreichen Teilbänden unter dem Titel „Kirchenagende“ (KA) veröffentlicht.<sup>31</sup> Sie umfasst die Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen und Hinweise zu Gottesdiensten in offener Form. Erfahrungen aus Erneuerter Agende und Evangelischem Gottesdienstbuch flossen in diese Arbeit erkennbar ein.

Wie die bereits vorgestellten Agenden beinhaltet auch die KA einen Einführungstext, der einerseits die Pfälzische Agendengeschichte rekapituliert und andererseits die zentralen Impulse des EGb (z.B. bei den Kriterien) und der neueren Liturgieentwicklung beschreibt.<sup>32</sup> Es folgen die drei Gottesdienstordnungen: die oberdeutsche Form des Predigtgottesdienstes, die damit verbundene Abendmahlsfeier und die Messform. Dem folgen die ausgeführten Liturgien. All dies ist „Ordinarium“ und verbindlich; im umfangreichen zweiten Teil wird das „Proprium“ auf fast 850 Seiten präsentiert.<sup>33</sup>

Dies ist eine sehr benutzerfreundliche Stärke der KA. Denn im Proprium werden die Gebete nicht als Gebetssammlung und nach Gattungen sortiert geboten, wie dies die bisher dargestellten Agenden vornehmen, sondern tatsächlich zum jeweiligen Sonntag des Kirchenjahres, und d.h. eben auch zu jedem (!) Sonn- und Feiertag alle (!) Gebete. Dabei sind die Abendmahlsgebete mit der Messform verbunden; gleichzeitig gibt es zusammengefasst zu den größeren Abschnitten des Kirchenjahres die Abendmahlstexte (z.B. Hinführungen zum Mahl) nach der Pfälzischen Grundform II.<sup>34</sup>

Das Proprium ist durch die Lesungen und passenden Lieder und schließlich durch ein Leitthema gekennzeichnet, das auch den Zusammenhalt der Gebete anklingen lässt, ohne dass hier nur noch ein einziger thematischer „roter Faden“ greifbar wäre. Die Balance zwischen Erkennbarkeit eines „roten Fadens“ und Offenheit der Formulierung wird gut gehalten. Als Gebete für die Eingangsliturgie werden eine Psalmkollekte, eine Kollekte und ein Eingangsgebet geboten (manchmal auch mehrere); es folgen pro Sonntag zwei Fürbittgebete in den unterschiedlichen Gattungen der Ektenie und der Proshonose, ein Sündenbekenntnis (vor dem Abendmahl), Präfation, Abendmahlsgebet (mit Fürbitten) und das Dankgebet. Diese Fülle ist bewundernswert, ebenso, dass hier durchgängig zeitgemäß und eher weniger traditionell gesprochen wird.<sup>35</sup> Auch dies also eine außergewöhnliche Gebetssammlung, die die Fülle des Kirchenjahres bietet und ausschöpft!

Ich gebe gern zu, dass ich häufig zu diesen Gebeten greife, auch weil sie zur Weiterar-

31 Kirchenagende. Kirchenbuch für die Evangelische Kirche der Pfalz (Protestantische Landeskirche), hg. vom Landeskirchenrat der Evangelischen Kirche der Pfalz ..., Speyer 2006 (2 Bände, Paginierung fortlaufend).

32 Vgl. KA, 2-12.

33 Vgl. KA, 101-947.

34 Vgl. KA, 143ff.292ff.406ff.547ff.860ff.938ff.

35 Eingangsgebet zum 1. Sonntag nach Epiphania: „Deine Kinder sein, Gott, das möchten wir gern. Dir vertrauen, das wünschen wir uns. Uns aber treiben Sorgen, Fragen und Ängste. Viele Dinge lenken uns ab von dir. Wir tun lieber, was alle tun. Sprich uns an durch dein Wort, gib uns deinen Geist, damit wir so werden, wie du uns gewollt hast: Menschen deines Wohlgefallens, deine Kinder“ (KA, 236f).

beit und eigenen Formulierungen anregen. Eine Schwäche ist sicherlich der relativ einheitliche Stil der Autoren und die damit verbundene Gefahr einer kürzeren Halbwertszeit. Da sich liturgiedidaktische Hinweise kaum finden,<sup>36</sup> gleichzeitig aber der Name „Agende“ abgegrenzt wird von „Legende“;<sup>37</sup> es also um das Handeln und Tun, nicht um das Vorlesen geht, erfordert diese Agende sehr kompetente Liturginnen und Liturgen und damit große Anstrengungen im Bereich der Aus- und Fortbildung.

Während in dieser unierten Kirche die oberdeutsche Form in aller Variabilität einheitsstiftend ist, sei ein kleiner Ausblick in die Kurpfälzisch-badische Nachbarschaft erlaubt. Die Badische Agende von 1996<sup>38</sup> hat acht Liturgien, unter denen allerdings auch selbständige Beichtgottesdienste oder der Kindergottesdienst zu finden sind. Die unierte Besonderheit der Verbindung von Sündenbekenntnis mit dem Kyrie und des Gnadenspruchs mit dem Gloria führt zu einer besonderen Prägung der Eingangsliturgie. Diese muss wiederum bewusst gestaltet werden, sonst ist der bekannte Vorwurf des „Dramolets“ (Karl Barth) nicht von der Hand zu weisen. Die Badische Liturgische Kommission hat unter maßgeblicher Redaktion von Ulrich Wüstenberg im Oktober 2011 eine knapp 400-seitige Ringbuchsammlung der „Eingangssequenzen für das Kirchenjahr“ vorgelegt.<sup>39</sup> Sie bieten ausgeführte Eingangsliturgien mit Psalmen, zum Teil neuen Kehrversen zum Psalmgebet und Präfamina-ähnlichen Hinführungen zum Psalm oder zum Kirchenjahr, dann Bußgebete, Gnadensprüche und Tagesgebete zu jedem Sonn- und Feiertag (ca. 380 Seiten) sowie einen musikalischen Anhang (ca. 15 Seiten).

Die sprachliche und theologische Qualität ist gut – vor allem, wenn die Gebete kurz bleiben, was meistens bis auf einige Bußgebete der Fall ist.<sup>40</sup> Gerade in der Kürze liegt hier die sprichwörtliche Würze. Dadurch werden Themen angesprochen, aber auch Atmosphären geprägt, insgesamt die Wortlastigkeit gemindert und dadurch zum Mitbeten eingeladen. Dass allerdings an jedem Sonntag eine „Hinführung“ zwischen Eingangsmusik und erstem Lied gehalten werden soll, würde ich nicht empfehlen. Insgesamt stellt diese Arbeitshilfe einen wichtigen unierten Beitrag zur liturgischen Vielfalt

36 Sie wurden allerdings separat veröffentlicht, in der Landeskirche verbreitet und im Predigerseminar benutzt: Liturgische Blätter 67/2000 (ca. 300 Seiten; Schriftleitung: Kurt Molitor).

37 Vgl. KA, 2.

38 Agende für die Evangelische Landeskirche in Baden, Bd. I (Ordnung der Gottesdienste), hg. vom Evangelischen Oberkirchenrat, Karlsruhe 1996.

39 Eingangssequenzen für das Kirchenjahr. Eine Sammlung ausgearbeiteter Eingangsteile des Gottesdienstes, hg. von der Liturgischen Kommission der Evangelischen Landeskirche in Baden (Redaktion: Hans-Ulrich Carl, Adelheid Groten, Ulrich Wüstenberg), Karlsruhe 2011.

40 Zu Invokavit: Musik zum Eingang – Wort zum Eingang: „Im Namen Jesu sind wir versammelt. Jesu Versuchung in der Wüste, seinen siegreichen Kampf mit dem Bösen stellt uns der heutige Sonntag vor Augen. Invokavit, das ist der erste Sonntag in der Fasten- und Passionszeit. Der lateinische Name dieses Sonntags stammt aus den Wochenpsalmen und bedeutet: Er ruft mich an. ‚Er ruft mich an, darum will ich ihn erhören. Ich bin bei ihm in der Not.‘ Dieser Zuspruch ist uns allen verheißen.“ – Lied – Votum und Gruß – Psalm 91 – Hinführung zum Bitttruf des Kyrie: „Die Begegnung mit bösen Mächten verstört uns. Unser Glaube ist gefährdet durch das, was in der Welt an Bösem geschieht. Er ist gefährdet durch das Dunkle in uns selbst. Gemeinsam lasst uns Gott um sein Erbarmen anrufen. Er wird uns erhören.“ – Kyrie – Gnadenspruch – Liedstrophe – Tagesgebet: „Lasst uns in der Stille zu Gott beten. Er hört uns und gibt unserer Seele Kraft. (Stille) Allmächtiger Gott, du hast uns deinen Schutz zugesagt. Wir bitten dich: Bleibe bei uns, wenn wir in Not und Zweifel geraten. Gib uns Halt an deinem Wort, wie Jesus, deinem Sohn unserem Bruder“ (Eingangssequenzen, 133-136).

dar, weil der Gebetscharakter der Eingangsliturgie erfahrbarer als bisher gestaltet und der unsäglichen Abfolge von zu vielen unverbunden bleibenden Stücken gewehrt wird!

## 5. Gemeinsamkeiten und bleibende Herausforderungen

Die grundlegenden Gemeinsamkeiten aller dieser Agenden und Gottesdienstbücher sind relativ offensichtlich: Alle bieten erstens im Kern eine Anzahl von mehreren Gottesdienstordnungen, zum großen Teil dann auch exemplarisch mit Gebeten, Texten, Rubriken ausgeführt und eine relativ große Gebetssammlung; alle basieren zweitens trotz unterschiedlicher Akzente prinzipiell auf den beiden ersten Kriterien des EGb, der Beteiligung und Mitwirkung der Gemeinde und der Einsicht, dass Gottesdienst eine Gestaltungsaufgabe mit Hilfe von Grundstrukturen und Variationen ist. Damit ist die von Agenden geforderte grundsätzliche Bejahung kirchlicher Pluralität<sup>41</sup> materialiter umgesetzt. Weiter ist deutlich, dass die Verbundenheit mit Israel und die Absage an patriarchale oder exklusive Sprache betont werden. Beides entspricht einem theologischen und kirchlichen Konsens, der aber stets neue praktische Anstrengungen zu Umsetzungen vor Ort braucht.

Die beiden genannten prinzipiellen Übereinstimmungen – Gemeindebeteiligung und Gestaltungsaufgabe – zeigen ebenfalls einen theologischen und kirchlichen Konsens. Das ist zunächst einmal zu konstatieren, da es in dieser Weise für die Vorgängeragenden und das sie begleitende Kirchen- und Gottesdienstverständnis eher nicht galt. Jedoch liegen auch hier die eigentlichen Herausforderungen nun in den praktischen Umsetzungen. Bei der Gemeindebeteiligung sei hier nur angedeutet, dass dies mit Chancen und Problemen und hin und wieder auch mit Konflikten verbunden und eben noch nicht zufriedenstellend erreicht ist, wenn alle Mitfeiernden in kleine Aktionen verwickelt sind oder wenn Kirchenälteste als unsichere Lektoren agieren, wenn Pfarrer die anderen zu Komparsen degradieren oder im Gegenzug Prädikanten sich klerikalisieren.

In unserem Kontext der Agenden ist jedoch der Aspekt der Gestaltungsaufgabe näher zu betrachten. Alle Agenden bieten eine kleine Pluralität von Gottesdienstordnungen, die sowohl dem eigenen konfessionellen oder landeskirchlichen Profil gerecht wird als auch z.B. in Gestalt der Messe eine ökumenische Horizonterweiterung vorschlagen. Die leider kaum offene Frage lautet: Stehen die jeweils neuen Gottesdienstordnungen nur in der Agende oder auch tatsächlich im Gebrauch?

Dass man ständig zwischen den Ordnungen hin und her wechselt, wird niemand ernsthaft empfehlen, aber da gibt es eben auch praktikable Zwischenschritte. Aus der unierten westfälischen Kirche kommend erinnere ich noch, dass bei uns in den 1970er Jahren in einer normalen Dorfgemeinde zwischen den beiden Formen der 1959er-Agende durchaus gewechselt wurde, ohne dass größere Verwirrungen eintraten: Die Abendmahlsgottesdienste folgten der Messform, die Predigtgottesdienste der unierten Eingangsliturgie. Ich werbe dafür, dass nach der Messform tatsächlich auch in den Kir-

41 Vgl. auch *Cornehl, Peter*: Der Evangelische Gottesdienst – Biblische Kontur und neuzeitliche Wirklichkeit, Bd.1 (Theologischer Rahmen und biblische Grundlagen), Stuttgart 2006, 64.



chen, die liturgisch der oberdeutschen Form folgen, gefeiert wird und vice versa die Grundform II des EGb auch in den lutherischen und unierten Kirchen von VELKD und alter EKV sonntags entdeckt wird. Liturgische Mehrsprachigkeit ist nicht nur im Gegenüber und Miteinander zu alternativen Gottesdiensten möglich, sondern auch beim traditionskontinuierlichen Sonntagsgottesdienst. Die Agendenväter zumindest der Erneueren Agenda hatten diese Vielfalt durchaus angestrebt.

An dieser Stelle wird meist die Beheimatung als Gegenargument zur Sprache gebracht. Die nicht gering zu schätzende Beheimatung im Gottesdienst hat jedoch verschiedene Faktoren, unter denen m.E. eine unflexible, aber wiedererkennbare Abfolge nur die geringste Rolle spielt. Die wiederkehrenden und gleichbleibenden Texte (trinitarisches Votum, Einsetzungsworte, Vaterunser, Segen), der jeweilige vertraute Kirchenraum, der vertraute Stil der Liturgin, die Art des Singens und vor allem die vertraute Gemeinde samt den Gesprächen beim Kirchkaffee oder vor der Kirchentür sind weitaus entscheidender.

Allerdings ist die Gestaltungsvielfalt bei den Grundformen und Liturgien nur ein Aspekt des Bereichs Gestaltungsaufgabe. Das EGb hatte hier als Ausführung der Grundstruktur die sog. „Ausformungsvarianten“ gesetzt. Halten wir uns nicht zu lange mit dem unmöglichen Bürokraten-Begriff auf, sondern schauen die Sache an! Die Grundstruktur braucht Ausführung und Variation; variiert werden soll aber nicht einfach alles und jedes, sondern nach Kirchenjahr, Aktualität oder Gemeindesituation eine bestimmte Sequenz (z.B. Psalm, Kyrie, Gloria, Lesungen, Abendmahlsvorbereitung, Segen) mit Konsequenzen für andere Sequenzen, die gekürzt oder umgestellt werden oder entfallen.

Wenn ich recht sehe, ist diese Gestaltungsaufgabe in der RL und im Württembergischen GDb innerhalb der Beschreibungen der Grundformen vorhanden, man kann auch sagen: Nur noch dort vorhanden. Und auch beim EGb erscheint diese Variabilität ja nur noch in den Tabellen<sup>42</sup> und wird dann lediglich im Ergänzungsband mit Beispielen vorgestellt, die teilweise aus den Entwürfen der Erneueren Agenda stammen. Diese Innovation hat sich also vermutlich vor Ort nicht oder nur wenig durchgesetzt. Da ist die Pfälzische Entscheidung, das alte Modell von Ordinarium und Proprium wieder aufzunehmen und die Variabilität in das Proprium zu verlegen und dies benutzerfreundlich zu gestalten (und zwar im Grunde doch als Leseagenda), eine deutlich andere,<sup>43</sup> vielleicht praxistauglichere Option.

Zugespitzt formuliert: Die Pluralität der in den Agenden aufgenommenen Gottesdienstordnungen regt nicht zur vielfältigen Gottesdienstgestaltung an, sondern reguliert das Bisherige. Hatte seiner Zeit Manfred Josuttis im Zuge seiner Kritik an der Erneueren Agenda das Bonmot geprägt: „Es geht auch anders, aber so geht es auch“,<sup>44</sup> wird man dies inzwischen abwandeln können: „Es geht zwar auch anders, aber am

42 Vgl. EGb, 40.45.49 (zu Grundform I und ohne Variation der Abendmahlsliturgie).

43 Zwar gibt es auch im EGb im Inhaltsverzeichnis die Zuordnung von Ordinarium und Proprium, die allerdings erst im Zuge der letzten synodalen Beratung zugefügt wurde. Frieder Schulz machte damals zu Recht darauf aufmerksam, dass diese Zuordnung für das EGb und dessen Konzeption ein „Prokrustes-Bett“ wäre, musste sich aber der traditionellen Erwartung beugen und äußerte sich intern dann augenzwinkernd: „The little dog barks, but the caravane passes“ (vgl. Schwier, Erneuerung, 500 Anm. 841).

44 Vgl. Josuttis; Manfred: Die Erneuerte Agenda und die agendarische Erneuerung, PTh 80 (1991) 504-516.

besten so wie immer“<sup>45</sup>. Die Variabilität im Sinne des zweiten Kriteriums des EGb werden höchstens die kreativen und kompetenten Liturginnen und Liturgen wählen, was übrigens Frieder Schulz bereits bei den Arbeiten am Strukturpapier vorausgesagt hatte. Alle Agenden bieten Gebetssammlungen, die allmählich anwachsen und m.E. auch an Qualität zunehmen. Der Qualitätsmaßstab ist für die Agenden notwendig, weil es neben ihnen einen enorm anwachsenden Bereich an Gebetsliteratur gibt, aus dem – so meine durchaus verwegene Hoffnung – durch die Agenden gebildete Liturgen Passendes wählen werden.

Schauen wir auf die agendarischen Gebete, so wird deutlich, dass frühere Fehlformen, die Alexander Deeg zu Recht „Homiletisierungen des Gebets“ nannte, einigermaßen überwunden scheinen. Erforderlich sind eine Gebetssprache und Texte, „die nicht in die Reflexion katapultieren und diejenigen, die sie hören, nicht fragen lassen, was sich der Liturg oder die Liturgin nun wieder dabei gedacht hat, sondern die mitnehmen in die gemeinsame Klage, das gemeinsame Lob, die gemeinsame Bitte oder den gemeinsamen Dank Gott gegenüber ... [und] die offen genug sind, damit sich unterschiedliche Menschen in den Gemeinden in ihnen unterbringen können.“<sup>46</sup> Dazu bieten die neuen Agenden viel Vorbildliches. Dass hieran weitergearbeitet werden muss, ist selbstverständlich. Besonders verbesserungsfähig sind m.E. die Sündenbekenntnisse.

An der Qualität der Gebete entscheidet sich neben Predigt, Abendmahl und Musik sehr viel. Besonders hier ist die Vielfalt zu pflegen und weiter zu entwickeln. Dass zunehmend Theologinnen und Theologen an ihrer eigenen, auch liturgisch geformten Spiritualität interessiert sind und diese bilden und üben, ist in diesem Zusammenhang ermutigend. Denn wer nicht privat betet, wird auch im Gottesdienst Gott und der Gemeinde nur Gebete vorlesen und damit das öffentliche Beten verfehlen. Größere Anstrengung ist nötig, um Kriterien für gute gottesdienstliche Gebete weiter zu entwickeln. Bisher wurden die praktischen Hinweise aus der Schottischen Tradition und die Mündlichkeit genannt, außerdem die Fehlform der Homiletisierung; Poetizität, Biblizität und Theologizität bündeln weitergehende Aspekte,<sup>46</sup> die Sprachkraft, biblische Vielfalt und Gottesanrede in einen umfassenderen Zusammenhang stellen und gleichzeitig an vorbildlichen Gebetssammlungen<sup>47</sup> in und außerhalb der Agenden bewährt werden, denn die Arbeit an solchen Kriterien gelingt nur in einem wechselseitigen Austausch von Theorie und Praxis.

Es sei nur kurz bemerkt, dass die liturgiepolitische Seite bei den vorliegenden Überlegungen nur am Rande stand, denn dazu können Kirchenhistoriker und kirchenleitend Verantwortliche mehr beitragen als ich. Der Impuls des EGb, eine für lutherische und unierte Kirchen (in letzteren zum Teil mit reformierten Gemeinden) gemeinsame Agenda zu schaffen – zudem damals über die Ost-West-Grenze hinweg – war neu und wichtig. Im Gefolge dessen wurden dann bekanntlich auch einige Kasualagenden in Kooperationen erarbeitet. Bei einigen der damaligen Protagonisten gab es vermutlich

45 Deeg, Alexander: Das neue Lied und die alten Worte. Plädoyer für eine Erneuerung liturgischen Betens aus der Sprache der Bibel, DtPfrBl 107 (2007), 640-645, zit. 644.

46 Vgl. Deeg; Alexander: Das äußere Wort und seine liturgische Gestalt. Überlegungen zu einer evangelischen Fundamentalliturgik, APThLH 68, Göttingen 2012, 514-530.

47 Seien sie z.B. von Sylvia Bukowski, Janet Morley, Huub Oosterhuis, Thomas Weiß oder Jörg Zink, um eine subjektive Auswahl wenigstens anzudeuten.

die Erwartung, dass auch andere Landeskirchen das EGb übernehmen. Dies ist nicht eingetroffen und hat im Ergebnis die agendarische Vielfalt und Qualität gesteigert – nicht zuletzt dadurch, dass man voneinander über Konfessionsgrenzen hinweg gelernt hat und beispielsweise bei der Liturgischen Konferenz regelmäßig in Kontakt stand. Alte Klischees wie die der gräulichen Messe der Lutheraner, des psychologisierenden Gottesdienstbeginns der Unierten oder des liturgielosen Gottesdienstes der Reformierten gehören in die liturgische Mottenkiste und sollten da verbleiben. Die Vielfalt liturgischer Stile und Formen ist zudem nur noch begrenzt konfessionell geprägt oder gesteuert.

Die gegenwärtige Liturgik hat in den letzten Jahren besonders den Aspekt der Performanz entweder im Kontext der Theaterwissenschaften oder der Ritualforschung hervorgehoben. Der Vollzug des Betens, der Vollzug des Gottesdienstfeierns braucht mehr als nur Texte und ist selbst ein ganzheitliches Tun. Dies wissen und erwähnen auch die neuen Agenden. Sie sind Medien, Rollen- und Textbücher und nicht bereits die Ausführung oder die Feier. Sie sind qualitätsvolles Vorbereitungsmaterial und benötigen Verkörperung, benötigen Menschen, die als gut ausgebildete und kompetente Theologen, Musiker und aus anderen Professionen kommend ihre Gaben einbringen, damit nicht das Buch, aber der Gottesdienst unter Protestanten mit steter Lust verbunden ist.

# Pluralismus und Orientierung – Herausforderungen in der Moderne

GERT PICKEL

## 1. Einleitung – Herausforderungen als Orientierungsrahmen für liturgische Antworten

Zerlegt man den Titel des vorliegenden Beitrages in seine Bestandteile, dann wird schnell offenbar, dass er gleich ein ganzes Bündel an offenen Fragen enthält. Welcher *Pluralismus* ist gemeint und was sind seine Konsequenzen? Was sind die in der Moderne entstehenden *Herausforderungen* für die christliche Liturgie? Welche Orientierung zur Bearbeitung dieser Herausforderungen kann man geben? Ja, und was ist eigentlich *Moderne*? Zumindest die Frage nach der „Moderne“ kann man für den vorliegenden Zweck noch relativ einfach beantworten. Hier versteht der Soziologe die Realität der Gegenwartsgesellschaften. Schwieriger wird es bei den anderen drei Begriffen. So erweist sich der Titel „Herausforderungen in der Moderne“ in gewisser Hinsicht als unpräzise. Genauer müsste man ihn „Aus dem gesellschaftlichen Wandel resultierende Herausforderungen an verfasste Religion in (sich modernisierenden) Gegenwartsgesellschaften“ nennen. Denn zum einen sind die Herausforderungen an die Liturgie ein Ausfluss aus den Herausforderungen an die derzeit existierende Form der verfassten christlichen Religion im Allgemeinen, zum anderen sind diese Herausforderungen nicht träge und immer die gleichen. Sie befinden sich, wie die Gesellschaft selbst, in einem Entwicklungsprozess. Damit wird eines deutlich: Die Herausforderungen sind primär gesellschaftlichen Ursprungs.

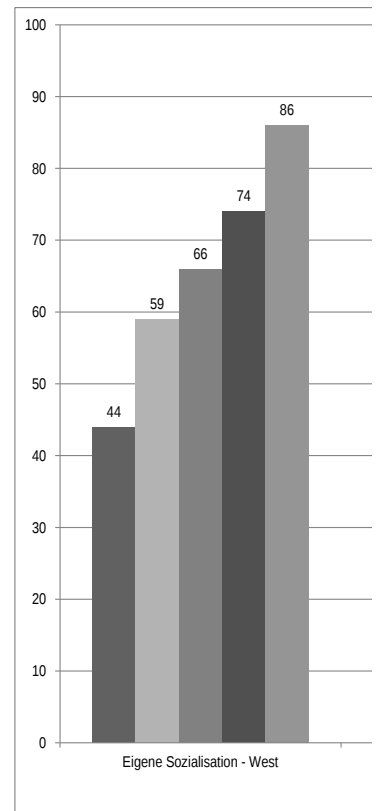
Der *Soziologe* wird nun in der Regel darauf verweisen, dass er primär für das Aufzeigen der gesellschaftlichen Herausforderungen zuständig ist. Und diesem Brauch werde ich mich anschließen. Andererseits werde ich das (von Soziologen nicht so geliebte) Wagnis unternehmen, aus der Analyse der Herausforderungen Perspektiven für die Zukunft abzuleiten. Aus diesen können dann, je nach Interesse, mögliche Orientierungslinien für zukünftiges liturgisches Handeln abgeleitet werden. Denn eines ist sicher, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind auch der zentrale Referenzrahmen für die Wünsche und Forderungen der Kirchenmitglieder und Gottesdienstbesucher. Und hier gilt es gleich zu betonen, dass man tunlichst keine (scheinbar unvereinbare) Frontstellung zwischen theologischer Wahrheit und gesellschaftsanalytischen Erkenntnissen konstruieren sollte. Genauso wenig, wie man vorschnell aufgrund empirischer Ergebnisse die Grundlagen der christlichen Theologie verändern muss, kann diese aber weitgehend ignorant gegenüber dem gesellschaftlichen Wandel agieren. Selten ist es ja auch der (theologische) Inhalt, der verändert werden muss, sondern die jeweiligen Präsentationsformen. Und auch – oder gerade – dort, muss man abwägen, was seitens der Betroffenen wirklich gewünscht ist, welche Intension hinter diesen Wünschen steht und ob sie mit den theologischen Zielen vereinbar sind.

## 2. Die gesellschaftlichen Herausforderungen – Säkularisierung, Individualisierung und Pluralisierung

Was sind nun die aus der gesellschaftlichen Entwicklung resultierenden Herausforderungen für Religion, Kirche und Liturgie? Und warum sind sie von Interesse? Hierzu ist es notwendig, eine Vorannahme zu treffen. So ist die zwingende Grundlage alles Weiteren, die Setzung, dass religiöses Handeln im Diesseits maßgeblich durch die gesellschaftlichen Umstände (mit)bestimmt wird. Gesellschaftlicher Wandel zeitigt *Wirkungen* für die Stellung von Religion in einer Gesellschaft *und* für das Verhältnis der Individuen in einer Gesellschaft zu Religion (Überzeugungen, Verhalten). Für liturgisches Handeln ist vor allem das religiöse Verhalten seiner potentiellen Adressaten von Interesse, und welches Handeln „religiöser Experten“ seitens der Bürger gewünscht wird. Diese Wünsche haben Bedeutung für die institutionalisierte und verfasste Religion, sind doch die Entscheidungen der Menschen (Kirchenaustritt, Nichtbesuch des Gottesdienstes, Verzicht auf religiöse Riten, Nachfrage nach liturgischen Elementen) wesentlich von der Erfüllung dieser Wünsche abhängig.

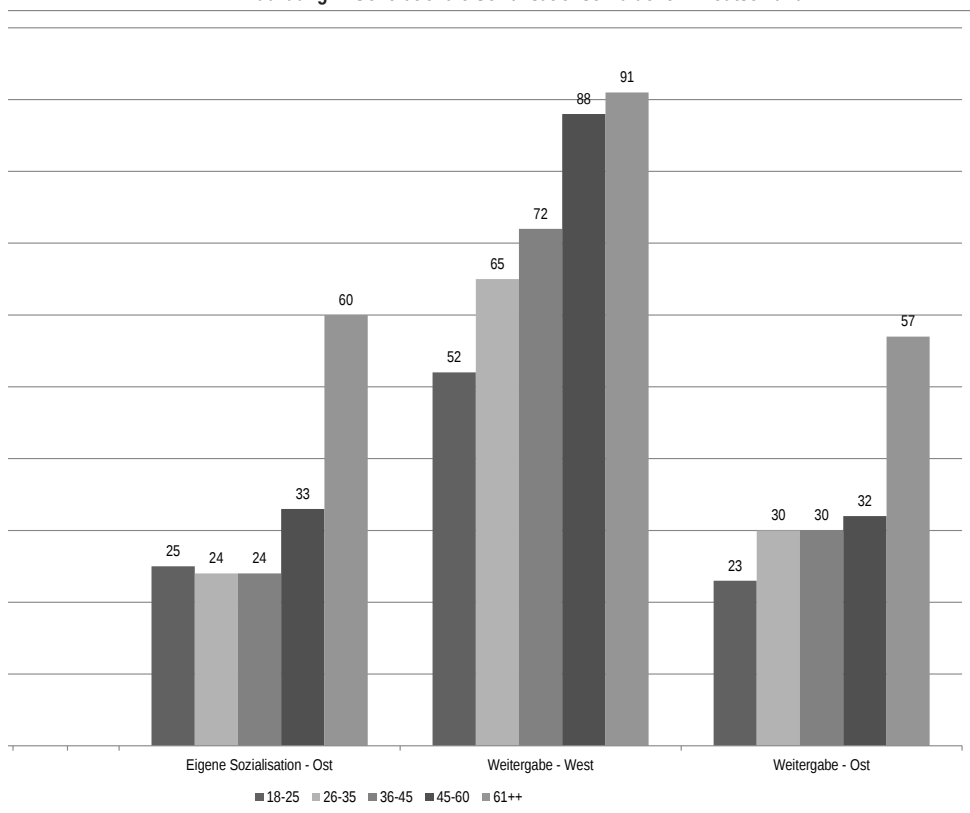
Was sind die gegenwärtigen *Herausforderungen*? Zum ersten sind sicher die *Säkularisierung* und die mit ihr verbunden Prozesse zu nennen. Säkularisierung wird am häufigsten genannt, wenn auf leere Kirchen und Mitgliederschwund der christlichen Kirchen verwiesen wird. In der Religionssoziologie hat man sich auf folgende Beschreibung von Säkularisierung geeinigt: Es besteht zwischen Religion und Moderne ein grundsätzliches *Spannungsverhältnis*, welches langfristig zu einem Bedeutungsverlust von Religion als sinnstiftender und sozialer Instanz in der Gesellschaft führt. Es findet ein sozialer Bedeutungsverlust von Religion in sich modernisierenden Gesellschaften statt. Der zweite Teil der Definition ist die Folge der Annahme, dass wir es mit einem weiterhin voranschreitenden Prozess der Modernisierung zu tun haben. Damit wird deutlich, Säkularisierung ist kein sich selbst tragender, oder auto-poietischer Prozess, sondern erfolgt in enger Abhängigkeit von gesellschaftlicher Entwicklung. Damit können Veränderungen in der gesellschaftlichen Entwicklung sehr wohl auch im Sinne der Säkularisierungstheorie zu religiöser Vitalisierung führen.

Die Säkularisierungstheorie integriert eine ganze Sammlung von Prozessphänomenen, welche als Gründe für Säkularisierung zu nennen sind. Diese *multiple Struktur der Säkularisierungsbedingungen* trägt zur Stabilität ihrer Annahmen bei. So werden neben dem Siegeszug rationaler Erklärungsstrukturen in modernen Gesellschaften, die religiöse Erklärungsangebote in den Hintergrund drängen, die Steigerung des Wohlstandes (verbunden



mit der geringeren Notwendigkeit einer Kompensation für diesseitiges Leid im Jenseits) aber auch die immer weiter voranschreitende Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften, mit nach jeweils einer eigenen Logik funktionierenden Teilbereichen, genannt. Doch auch Demokratisierung, Urbanisierung, religiöse Pluralisierung oder Industrialisierung werden als Beschleuniger des sozialen Bedeutungsverlustes von Religion aufgezählt<sup>1</sup>. Und ist nicht auch die Konkurrenz anderer Optionen der Lebensgestaltung (Arbeit, Freizeit, Sport) in modernen Gesellschaften deutlich angewachsen? Auf jeden Fall findet sich eine für Religionen ungünstige Gemengelage von Plausibilitätsverlust und Konkurrenz, die ihre soziale Bedeutung zu schmälern scheint. Dies mündet nun weniger in einem Glaubensverlust der Individuen während ihres Lebens, sondern drückt sich eher in einem langsamen, aber doch recht kontinuierlichem Abbruch von Religiosität über die Generationen aus. So ist es die immer geringere Weiter-

Abbildung 1: Generationale Sozialisierungseinbrüche in Deutschland



Quelle: Eigene Berechnungen; Church and Religion in an enlarged Europe 2006; Zustimmende Antworten; n=2065;  
Eigene Sozialisation = Selbstauskunft „Bin im Glauben erzogen worden“;  
Weitergabe = „Habe oder werde meine Kinder im Glauben erziehen“

1 Pickel, Gert: Religionssoziologie. Eine Einführung in zentrale Themenbereiche, Wiesbaden 2011, 140-142.

gabe (Sozialisation) religiösen Wissens und religiöser Traditionen, welche den Prozess der Säkularisierung beschreibt. Und um an dieser Stelle ein oft auftretendes Missverständnis zu vermeiden: Säkularisierung ist weder Säkularität noch Säkularismus. Weder muss ein Land, in dem Säkularisierung stattfindet bereits säkular sein, noch Säkularismus – im Sinne einer ideologischen Ablehnung von Religion – vorliegen.

Nun werden Überlegungen der Säkularisierungstheorie gerne in Zweifel gezogen.<sup>2</sup> So wird auf ein verstärktes Interesse an Spiritualität oder das Aufkommen neuer religiöser Bewegungen hingewiesen. Zudem bedeutet die *Privatisierung des Religiösen* noch lange nicht ihr Verschwinden. Selbst wenn letzteres richtig ist, widerlegt es nicht die Annahmen der Säkularisierungstheorie. Diese richten sich ja vornehmlich auf den sozialen Bedeutungsverlust von Religion – und nicht das Verschwinden von individueller Religiosität. Es geht vielmehr darum, dass der „moderne Mensch“ zwar noch religiöse Motive für sein Handeln im Lebensalltag zu besitzen scheint, diese aber hinter andere (säkulare) Motive zurücktreten. Und dies ist anders als noch vor 30, 40 oder 50 Jahren. Doch wie ist das mit der neuen Suche nach Spiritualität und der fast Allgegenwärtigkeit von Religiösem in den Medien – um nur zwei Aspekte zu nennen? Zweifelsohne finden sich Hinweise auf populäre bzw. populäre Religiosität.<sup>3</sup> Gleichzeitig sind sie *religionssoziologisch oft nur begrenzt anschlussfähig*. Zum ersten ergibt sich bei genauem Hinsehen eine geringere Verbreitung der Phänomene als gelegentlich behauptet. Zum zweiten sind sie höchst fluide, was manchmal ihr zügiges Verschwinden im Lebenslauf belegt. Zum dritten sind sie kaum oder gar nicht sozialisationsrelevant, d.h. ihre Weitergabe bricht noch schneller als die christlicher Traditionen. Und zum vierten sind sie nur begrenzt für die hier im Zentrum stehende Liturgie relevant, da sie auf Individuen fokussieren, die keinen Gottesdienst oder vergleichbare Veranstaltungen besuchen.

Somit bleibt vieles der populären Religiosität für die Lebensgestaltung der Menschen eher nebensächlich und wenig davon wird in den Kirchen gesucht. Auch von der gerne betonten hohen Frequenz religiöser Symbolik in den Medien kann man nicht auf ein höheres Interesse an Spiritualität schließen. Was allein den Werbezwecken dient und möglicherweise eine besondere Ästhetik entfaltet, stellt noch keine Hoffnung für eine Nachfrage nach liturgischer Präsentation dar. Doch findet nun gar keine *Individualisierung* auf dem religiösen Sektor statt? Das zu behaupten wäre falsch. Natürlich hat sich der Bastelcharakter an der eigenen Religiosität gesteigert. Man sieht es – auch gerade wegen der geringeren persönlichen Wichtigkeit für die Lebensplanung – als weniger problematisch an, unterschiedliche religiöse oder als religiös empfundene Traditionen miteinander zu verknüpfen. Zusammen mit der voranschreitenden Ausdifferenzierung sozialer Milieus führt dies zu einer größeren Zahl an unterschiedlichen Lebensstilen. Aus diesen erwachsen wieder unterschiedliche Ansprüche an das, was Kirche oder auch Liturgie anbieten soll.

Egal ob „moderner Performer“ oder „Traditionsverwurzelter“, die Ansprüche an die Kirche differieren.<sup>4</sup> Dies hat zur Identifikation der *Milieuverengung* der Kirche, ver-

2 So z. B. Luckmann, Thomas: Die unsichtbare Religion, Frankfurt/M. 1991.

3 Knoblauch, Hubert: Populäre Religion. Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft, Frankfurt/M. 2009.

4 Ebertz, Michael: Resonanz und Distanz: Jugendliche und ihr Verhältnis zu Politik, Bildung, Freizeit und Religion. Einige Ergebnisse der neuen Sinus-Jugendstudie, Düsseldorf 2009.

bunden mit dem Interesse an einer Milieusensibilisierung geführt. So sehr diese Perspektivenerweiterung zu begrüßen ist, muss man sich doch auch fragen, wie letztere geleistet werden soll. Blickt man auf die Beziehungen der verschiedenen Milieus zur Kirche (und lässt einmal die nicht wenigen Probleme der empirischen Analyse sozialer Milieus beiseite), dann wird schnell deutlich, dass viele der aufgefundenen Milieus sich durch eine strikte Abgrenzungsbeziehung zur Kirche definieren. Einfach gesagt: Mitglieder solcher Milieus werden bei allen noch so guten Bemühungen der religiösen Anbieter, weder in der Kirche mitarbeiten noch den Gottesdienst besuchen. Dies kann man auch positiv deuten, müssen dann doch Pfarrerinnen und Pfarrer keine neun milieusensiblen Gottesdienste anbieten. Jenseits der kleinen Polemik, muss man festhalten, dass die Lebensstilanalyse eine Herausforderung zu Tage treten lässt: Die Umwelt wird pluraler und ein bunteres Maß an Anforderungen wird auch an die Liturgie gestellt werden. Denn auch die Gottesdienstbesucher differenzieren ihre Wünsche in den Zeiten von Individualisierung und Pluralisierung weiter aus.

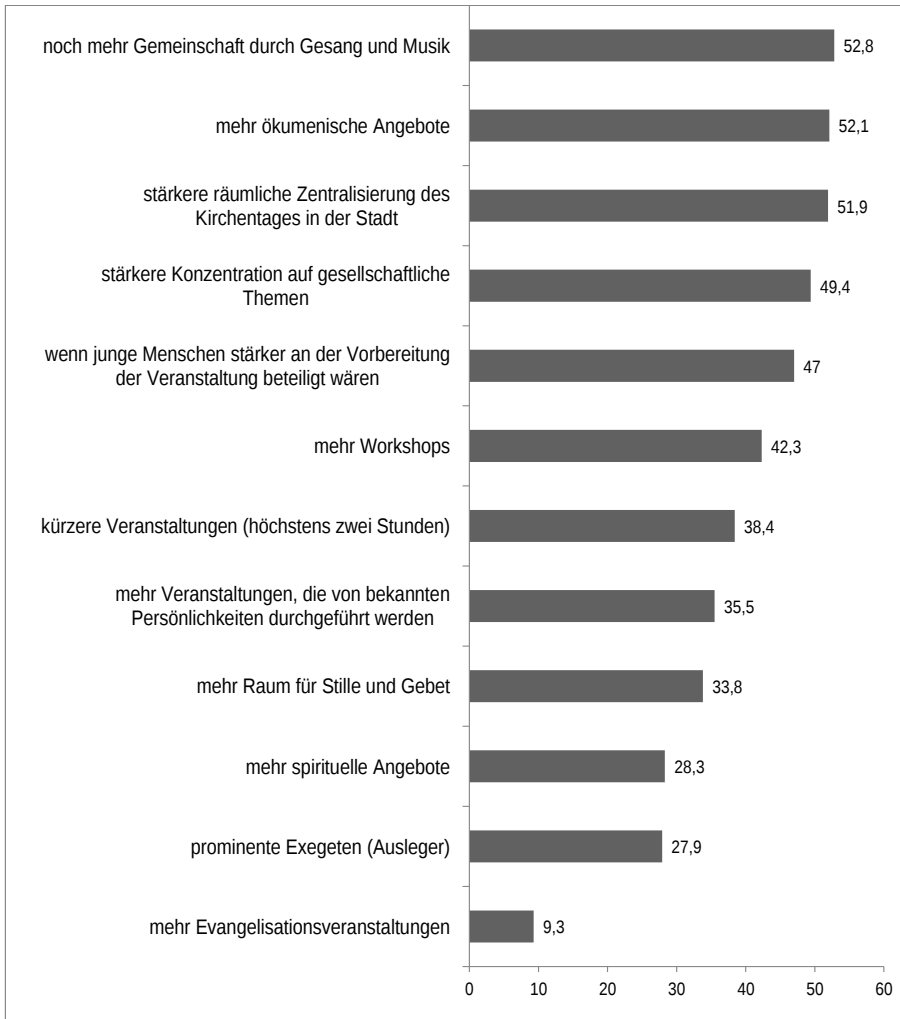
### 3. Konkretisierungen und Antworten – Mögliche Liturgische Reaktionen auf die Herausforderungen

Wie ist nun eine belastbarere Auskunft darüber zu erhalten, wie man als Kirche oder als Pfarrer auf die neuen Herausforderungen reagieren kann? Hier gilt es jenseits der großen Worte von Säkularisierung, Individualisierung und Pluralisierung den Blick zu schärfen und ein wenig mehr *Detailwissen* aufzubauen. Dies gelingt nur auf empirischem Wege und durch die Weiterleitung der Fragen an die Gläubigen. Sie sind die „Konsumenten“ der Liturgie und werden sich in einem Zusammenspiel aus Kognition (Wahrnehmen), Affekten (Empfinden) und Evaluation (Bewerten) ihr Bild machen – und daraufhin handeln. Was wollen diese nun von der Liturgie? Scheinbar vor allem dreierlei: *Verständlichkeit*, *Aktualität* und *Gemeinschaftsbezug*.

Fragt man zum Beispiel Teilnehmer des letzten deutschen evangelischen Kirchentages in Dresden, nach ihren Vorlieben hinsichtlich der Angebotsstrukturen des Kirchentages, so erfährt der Wunsch nach Gemeinschaft die größte Nachfrage. Aber auch gesellschaftlich (aktuell) wichtige Themen und dann pragmatische Gründe (kürzere Veranstaltungen) werden gewünscht. Spirituelle Angebote, Menschen, die einem sagen, wie die Auslegung des Glaubens erfolgen soll (prominente Exegeten) und Evangelisationsveranstaltungen stehen deutlich seltener auf den Wunschzetteln der Kirchentagsbesucher. Und wenig anders verhält es sich, wenn man in die Ergebnisse der vierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung blickt. Auch dort dominiert der Wunsch nach einem Gemeinschaftsgefühl, welches im Gottesdienst vermittelt wird. Klar eine gute Predigt sollte es auch sein, diese bemisst sich aber allem Anschein nach daran, dass sie zeitgemäß und verständlich ist. Andere Bestandteile (Kirchenmusik, neue Formen der Gottesdienstgestaltung) können da helfen, und treffen auch nicht auf generelle Ablehnung, sie sollen aber dem Zweck der Gemeinschaftsbildung dienen.



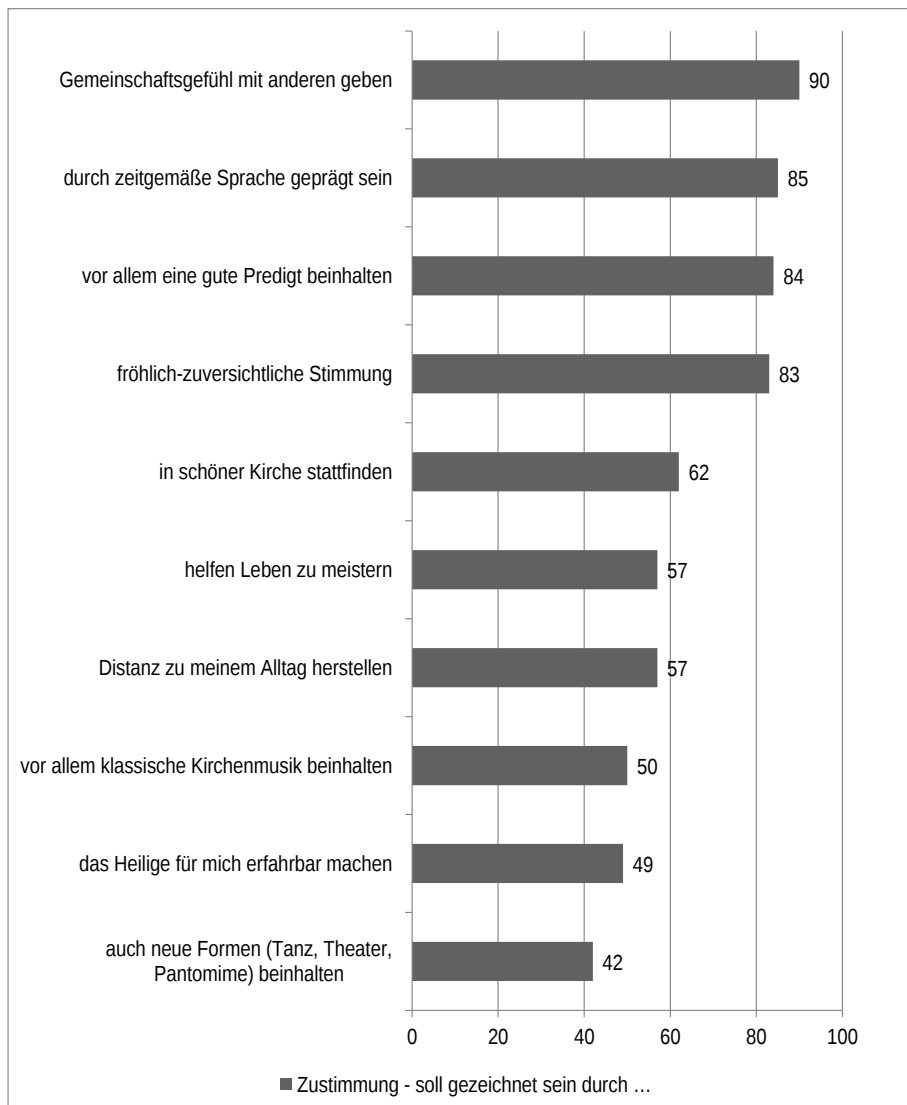
Abbildung 2: Angebotsinteressen der Teilnehmer des DEKT in Dresden



Quelle: Eigene Berechnungen; Kirchentag 2011; Zustimmende Antworten; n=2065.

Und auch die „religiösen Experten“ (Pfarrer, Kirchenmusiker, Lektoren) nehmen dies so wahr. *Unverständlichkeit* wird als der zentrale Faktor dafür angesehen, dass eine Gemeinde von dem Gottesdienst enttäuscht ist. Zudem sollen keine persönlichen „Extratouren“ seitens der Pfarrer geritten werden. Umgekehrt haben die Pfarrer (und nicht nur sie) den Eindruck, dass aktuelle Themen oder Themen mit Bezug zur Gegenwart die Aufmerksamkeit ihrer Gottesdienstzuhörer maßgeblich anwachsen lassen. Und generell wird einem gemeinsamen Themenbezug des Gottesdienstes eine positive

Abbildung 3: Wünsche nach Gottesdienstgestaltung der Kirchenmitglieder



Quelle: Eigene Berechnungen; KMU IV 2002; Zustimmende Antworten 5-7 bei Skala 1-7, nur protestantische Kirchenmitglieder.

Wirkung zugesprochen. Werden Verständlichkeit und Gegenwartsbezug direkt angesprochen, wurde in dem Zusammenhang der hier verwendeten Studie zur Perikopenreform der Universität Leipzig nicht nach dem Gemeinschaftsbezug gefragt. Deutet man aber die Ergebnisse ein wenig mutiger, so kann sowohl die seitens der „religiösen Experten“ wahrgenommene Ablehnung einer stark vom Pfarrer abhängigen Gottesdienstgestaltung als auch der Wunsch nach verbindenden Themen als Gemeinschaftsbezug gedeutet werden.

Selbst wenn man jetzt einwenden kann, dass die „religiösen Experten“ eine sehr eigene (oder vielleicht auch falsche Wahrnehmung) von den Wünschen ihrer Gemeinde haben, muss man doch davon ausgehen, dass sie ihr Handeln an den eigenen Wahrnehmungen ausrichten werden. Und so unplausibel ist es ja nicht, dass Verständlichkeit und aktueller Themenbezug für viele Gottesdienstbesucher von zentraler Bedeutung sind. Nimmt man das vorher eingeforderte Gemeinschaftsgefühl hinzu, hat man drei Kernbestandteile der Wünsche an einen guten Gottesdienst und auch eine gute Liturgie, die man wohl ernst nehmen muss.

Abbildung 4: Einschätzungen von Motivation und Risiken der Gottesdienstgestaltung

	Ich gehe davon aus, dass ein großer Teil der Gemeinde enttäuscht ist,...		Ich vermute, dass Hörbereitschaft und Aufmerksamkeit zunehmen, ...	
	Sonntags-gottesdienste	Festtags-gottesdienste	Sonntags-gottesdienste	Festtags-gottesdienste
wenn nur ein Text gelesen wird.	27	19	19	20
wenn der Predigttext deutlich auf <b>Fragen der Zeit</b> Bezug nimmt.	2	2	80	59
wenn ungewohnte Texte gelesen werden.	16	17	30	18
wenn Texte nicht deutlich dem Thema des Gottesdienstes entsprechen.	32	27	3	2
wenn die verschiedenen Texte ein sie <b>verbindendes Thema</b> haben.	1	1	68	50
wenn die Texte als Lesetexte <b>nicht verständlich</b> sind.	80	66	2	2
wenn erzählende Texte vorgelesen werden.	4	3	43	33
wenn das traditionelle Evangelium des Sonntags wegfällt.	37	23	1	1
wenn relativ häufig über frei gewählte, gleichartige, von den Predigern/innen favorisierte Texte oder Themen gepredigt wird.	53	29	7	5
wenn Lesetexte und musikalische Texte nicht zusammenpassen (nur Kirchenmusiker).	25	24	3	2

Quelle: Eigene Berechnungen; Perikopenstudie 2010; Zustimmungende Antworten; n=1714.

Keine Frage, so wie die Predigt eine zentrale Bedeutung für den Gottesdienst und seine Liturgie einnimmt, sind eine ansprechende und angemessene Kirchenmusik und ein schöner – und inspirierender – Kirchenraum für den Gottesdienst bedeutsam. Meist herrscht eine integrative Vorstellung von einem „guten Gottesdienst“ und einer „guten Liturgie“ vor, die einen stark affektiven Charakter besitzt. Aus *Sicht der Gottesdienstbe-*

*sucher*, denn andere werden ihn genauso wenig beurteilen können wie auch deswegen zur Kirche kommen wollen, entscheidet sich die Beurteilung des gottesdienstlichen „Ganzen“ allerdings an seiner *Wirkung*. Der Gottesdienst sollte zum Nachdenken über die Gegenwart und die eigene Position in dieser inspirieren, etwas (verständliche) Lebenshilfe anbieten und vor allem durch ein geteiltes Gefühl von Gemeinschaft Sicherheit und Zugehörigkeit vermitteln.

#### 4. Fazit – Was kann man lernen und welche Perspektiven gibt es?

Wie sich zeigt, finden sich ganz konkrete Anforderungen an den Gottesdienst und die Liturgie. Sie sind zum einen Folge der gesellschaftlichen Entwicklungen, zum anderen eine Reaktion einer bestimmten Gruppe an Menschen auf gesellschaftliche Entwicklungen. So verbindet der Wunsch nach gegenwartsbezogenen Themen die aktuelle gesellschaftliche Entwicklung eng mit dem Gottesdienst. Einen (spiritualistischen) Raumschiffcharakter des Gottesdienstes wollen scheinbar nur wenige. Gleichzeitig steht der Wunsch nach Gemeinschaft in einem produktiven Kontrast zu Individualisierungstendenzen. Man will als Individuum wahrgenommen werden und handeln, aber im Gottesdienst die *Gemeinschaft* (auch der Gläubigen) *erleben*. Auch dies kann man als Reaktion auf eine gesellschaftliche Herausforderung – die Individualisierung – betrachten.

Allerdings ist für eine sachdienliche Betrachtung eine nüchterne und pragmatische Analyseposition wichtig. So darf man sich zum einen nicht durch in öffentlichen (und auch wissenschaftlichen) Publikationen breit auftauchende Verweise auf eine Rückkehr des Religiösen „blenden“ lassen und auf ein zukünftiges Aufkommen einer postsäkularen Gesellschaft hoffen, in welchem eine neue Nachfrageexplosion nach in Kirchen praktizierter Spiritualität entsteht. Davon abgesehen, dass in Deutschland die Zeichen für eine Rückkehr des Religiösen eher wenig beeindruckend sind, würde selbst die Transformation des Religiösen in eine unsichtbare Religion oder Bastelreligionen den verfassten Religionen nicht zu Gute kommen. Die neuen Formen der individualisierten Religiosität siedeln sich in der Regel außerhalb der Kirche an und verlangen kaum nach liturgischen Angeboten einer von den meisten Außenstehenden skeptisch gesehenen Institution. Und wie sollte auch jemand durch den Glanz der Liturgie gewonnen werden, wenn er einfach keinen Gottesdienst besucht – und somit gar nicht weiß, wie erhehend der Gottesdienst ist.

Besser ist es, sich auf die zukünftigen Herausforderungen einzustellen und ihnen auf *adäquate Weise zu begegnen*. So ist der Fortgang gesellschaftlicher Wandelungsprozesse auf der globalen Ebene (Säkularisierung) und im Praktischen (Migration, Pluralisierung, Anforderungsvielfalt) wahrscheinlich. Zumindest solange die Modernisierung weiter voranschreitet. Zunehmende Individualisierung erzeugt eine Pluralisierung der Anforderungen, die sich einerseits in einer Abwendung von der derzeitigen Form christlich verfasster Religion ausdrückt, andererseits den individuellen Nutzen des Gottesdienstbesuches für verschiedene soziale Gruppen in den Vordergrund rückt. Muss man akzeptieren, erstere nicht gewinnen zu können, so ist es sinnvoll im Gottesdienst zu schauen, welche Erwartungen erfüllbar und welche nicht erfüllbar sind.

Dabei müssen nicht alle Anforderungen differieren. Ein Anknüpfungspunkt stellt der breit geteilte Wunsch der Kirchenmitglieder (aber auch vieler Nichtmitglieder) nach *Gemeinschaft* dar. Denn genauso wie ein aktueller Bezug zur Gegenwart und ihren Themen gefordert wird, will man ein gewisses Maß an Authentizität, welches für eine eigene *Identität* bedeutsam ist.

Diese Orientierung kann hilfreich sein, wenn man sie aufnimmt und nach *liturgischen Formen* Ausschau hält, die geeignet sind, gerade diesen Nachfragen positiv zu begegnen. Dabei muss Gemeinschaft in modernen Gesellschaften nicht immer die Gemeinschaft aller sein, sondern kann sich wieder aus verschiedenen Gemeinschaften innerhalb einer Gemeinde zusammensetzen. Hier kann der Blick auf soziologische Ergebnisse weiterhelfen, die man dann selbstbewusst mit dem Evangelium und seiner liturgischen Präsentation in Verbindung bringen kann. Und vielleicht lässt sich so auch an der einen oder anderen Stelle dem Spannungsverhältnis zwischen Religion und Gesellschaft begegnen.

# Einheit, Vielfalt und der freie Büchermarkt

## Von Klassikern, Spezialitäten und Variationen

MARTINA STEINKÜHLER

Was hofft die Liturgische Konferenz von der Vertreterin eines Verlages, der Gottesdienst- und Predigtliteratur publiziert, zu hören und zu erfahren? Ich denke mir, Sie gehen davon aus, dass Verlage ihren Markt gut kennen und dass die Lektorate wissen, wie der Pfarrer / die Pastorin „tickt“ – und also entsprechend produzieren.

In über 275 Jahren Verlagsgeschichte kommt in der Tat eine Menge an Erfahrung zusammen. Und wir richten uns in unserem Programm, so gut wir können (und so gut wir es verantworten mögen), nach den Bedürfnissen der Zielgruppen.

Wenn ich im Folgenden das einschlägige Verlagsprogramm in groben Zügen präsentiere, und zwar von gestern bis heute, mit Ausblick auf morgen, dann sollte dies, wenn auch empirisch nicht belastbar, doch eine Antwort auf die Frage geben, wo Gottesdienst in den Gemeinden heute steht – zwischen der Agenda und neuen liturgischen Formen.

### 1. Klassisch

Seit langem bewährt und vertraut und eine wichtige Marke unseres Hauses ist „Dienst am Wort“, die Reihe für den Gottesdienst. „In dieser Reihe machen erfahrene Pfarrerrinnen und Pfarrer ihre erprobten Entwürfe und Vorlagen zugänglich, um allen, die eigene Gottesdienste gestalten möchten, Anreize und Ideen für eigene Gottesdienste zu liefern. Es finden sich in diesen Bänden Bausteine und komplette Vorlagen für nahezu alle liturgischen Gelegenheiten und Situationen.“ So heißt es im Werbetext, und weiter: „Die Reihe Dienst am Wort lebt von der Kreativität und dem Einfallsreichtum, aus dem Pfarrerrinnen und Pfarrer ihren pastoralen Alltag gestalten.“<sup>1</sup>

In wechselnder Gestalt ist die Reihe seit den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts aus dem Verlagsprogramm nicht wegzudenken; sie hat zahlreiche Abonnenten und durchschnittlich viermal im Jahr (Tendenz steigend) erscheinen neue Bände.

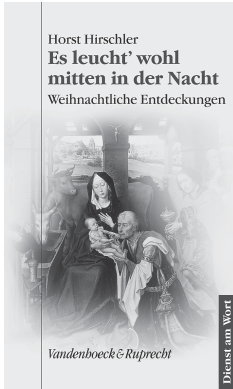
In einer exemplarischen Zusammenschau der Titel und Inhalte ergibt sich zunächst (so um das Erscheinungsjahr 2000) ein inhaltliches Spektrum von

- *Predigtthemen / „schwierige Texte“* über
- *Anlässe im Kirchenjahr* und
- *Kasualgottesdienste* bis hin zu
- *Vorschlägen zur Gestaltung liturgischer Elemente*

Genannt seien, stellvertretend für viele: Rudolf Smend: Altes Testament predigen

<sup>1</sup> [http://www.v-r.de/de/seriesdetail-59-59/dienst\\_am\\_wort-138/](http://www.v-r.de/de/seriesdetail-59-59/dienst_am_wort-138/) (Aufruf am 14.01.2013).

(2000), Horst Hirschler: *Es leucht' wohl mitten in der Nacht* (1999), Johannes Winkel: *Passionsandachten 2* (2005), Hans-Helmar Auel / Bernhard Giesecke: *Bibel im Kirchenlied* (2000) und Heinz Fischer: *Mit der Gemeinde beten* (2002). Auch ab 2006, nach einem optischen Relaunch, bleibt diese Mischung bestehen; so wurden z.B. die „Traugottesdienste“ von Henning Ziebritzki im neuen Gewand neu aufgelegt.



## Exkurs I: Die Zeitschriften

Bevor neuere Entwicklungen der Reihe „Dienst am Wort“ zur Sprache kommen, lohnt ein Seitenblick auf die Zeitschriften: Zwei Zeitschriftenreihen existieren erfolgreich nebeneinander, die *Göttinger Predigtmeditationen* und die *Homiletischen Monatshefte*. Offensichtlich bedienen sie zwei unterschiedliche Zielgruppen und Bedürfnisse: Während die *Göttinger Predigtmeditationen* „beim Text einsetzen, auf ihn hören, ihm nachspüren und ihn in den Erfahrungsraum des Menschen stellen“<sup>2</sup> – eine Formulierung, die den Werkstattcharakter der gedruckten Impulse betont, – richten sich die *Homiletischen Monatshefte* mit ihrem Anspruch „für alle, die Gottesdienst und Kindergottesdienst vorbereiten“<sup>3</sup> an den pragmatischen Prediger, der die Vorbereitungszeit verkürzen will, ohne auf Qualität zu verzichten.

2 So im Werbetext: [http://www.v-r.de/de/magazine-59-59/goettinger\\_predigtmeditationen-500010/](http://www.v-r.de/de/magazine-59-59/goettinger_predigtmeditationen-500010/) (Aufruf am 14.01.2013). Die Geschichte der Zeitschrift bestätigt diesen Anspruch: „Ein wichtiges Hilfsmittel für den Pfarrdienst und eine Konstante im Programmbereich Theologie sind seit 1946 die *Göttinger Predigtmeditationen* (GPM). Entstanden aus den maschinenschriftlichen Predigthilfen, die der aus Ostpreußen stammende Systematiker Hans Joachim Iwand (1899–1960) nach dem Zweiten Weltkrieg für die geflüchteten ostpreußischen Pfarrer erarbeitete, waren die Texte als Hilfsmittel für diejenigen gedacht, die ohne ihre in der Heimat zurückgelassenen theologischen Bücher auskommen mussten. Schon nach wenigen Wochen wurde der Verleger Günther Ruprecht auf die Predigthilfen aufmerksam und fragte Iwand, ob er die Meditationen nicht einer größeren Zielgruppe zugänglich machen wolle. Überall in Deutschland waren Bibliotheken in Flammen aufgegangen, Pfarrfamilien ausgebombt worden. Iwand zeigte sich begeistert und bewegte nahezu die gesamte Theologische Fakultät zur Mitarbeit. Als Herausgeber wurde der Praktische Theologe Wolfgang Trillhaas (1903–1995) gewonnen.“ (Aus der Jubiläumsfestschrift „Auf den Spuren von Forschung und Lehre. 275 Jahre Verlag Vandenhoeck & Ruprecht“, 78).

3 So im Werbetext: [http://www.v-r.de/de/magazine-350-350/homiletische\\_monatshefte-500013/](http://www.v-r.de/de/magazine-350-350/homiletische_monatshefte-500013/) (Aufruf vom 16.01.2013).

## 2. Variationen

Aber zurück zu „Dienst am Wort“ – eine Reihe übrigens, für die ich, als ich das Lektorat „Praktische Theologie“ bei Vandenhoeck & Ruprecht übernahm, unbedingt einen neuen Titel suchen wollte. Dem Außenstehenden mag er fremd und schwer erscheinen. Die Suche kam insofern zu einem erfolgreichen Ende, als ich einsah: Dieser Titel ist gut und richtig und jede/r weiß, was er/sie daran hat.

Dennoch war der Gedanke, auch für eine so eingeführte Reihe wie „Dienst am Wort“ die Zeichen der Zeit zu beachten, wichtig. Neue Entwicklungen in den Gemeinden erforderten zunehmend neue Variationen in der unterstützenden Literatur. „Dienst am Wort“ erweiterte sein Spektrum in verschiedene Richtungen.

Ein Versuch, den Blick vom eigentlichen Kern der Reihe, dem Gottesdienst, auf weitere Arbeitsfelder der Gemeinde zu weiten, blieb dann doch singular: Mit Band 85, „Brauchte Gott den Verräter?“, legten Wolfgang Fenske und Birgit Martin eine thematische Erarbeitung vor, die in Variationen sowohl im Gottesdienst als auch im Unterricht und in der Schule Verwendung finden sollte. Da war der eine oder andere Kunde irritiert: *Und das ist „Dienst am Wort“?*<sup>4</sup>

Auf der anderen Seite ist es der Gottesdienst selbst, der neue Formen prägt. „Tauf- und Familiengottesdienste“, ein Dienst-am-Wort-Band von Hans Freudenberg, „zwang“ die Reihe sogar in ein neues Format: So materialreich war sein Angebot – bis hin zu Kopiervorlagen –, dass es im kleinen Taschenbuchformat nicht sinnvoll zu präsentieren war. Seitdem gibt es von Zeit zu Zeit in der Reihe der kleinen Formate „Ausreißer“, verlagsintern „Dienst am Wort large“ genannt.



*Zielgruppengottesdienste* erfreuen sich immer größerer Beliebtheit – entsprechend gibt es sowohl Manuskriptangebote als auch Nachfragen. Mit Titeln wie „Schulgottesdienste“, von Manfred Karsch und Christian Rasch (Hg.), „Gottesdienste mit Jugendlichen“ von Gabriele Persch oder „Bausteine für Gottesdienste mit Kindern“ von Harald Apel hat „Dienst am Wort“ der Entwicklung in den Gemeinden Rechnung getragen.

4 Für die außergottesdienstlichen Arbeitsfelder in der Gemeinde wurden derweil eigene Formate gefunden, z.B. die Reihe „Gemeindearbeit praktisch“, u.a. mit einem Band zu „Taufe und Taufeirerinnerung“ von Judith Augustin und Heinz Behrends.



Neben den besonderen Zielgruppen kommen auch besondere Orte in den Blick: Mit „An Gott kommt keiner vorbei“ von Auel / Auel / zu Dohna und „Gottesdienste unter freiem Himmel“ von Dieter Kindler verlässt „Dienst am Wort“ den Binnenraum der Kirche. Beide Varianten sind in der Regel auch Varianten bzw. Variationen von Agende I – was nun in besonderem Maße für das nächste Projekt gilt, das hier genannt sein soll: „Für die, die sonst nicht kommen“, herausgegeben von Klaus Grünwaldt und Matthias Günther. Das sind zehn Gottesdienstentwürfe, die sich doppelt absetzen: Erstens vermeiden sie alles, was als „kirchliche Binnensprache“ Fremdheitsgefühle seltener Gottesdienstbesucher hervorrufen könnte (Liturgie, theologische Sprache), zweitens ist die Rolle der Gemeinde verändert: Anstatt, insbesondere im Predigtteil, vornehmlich zu rezipieren, ist hier alles auf Selbsttätigkeit, auf Mit-Tun ausgerichtet. Das Interesse an dieser alternativen Form ist groß – 700 verkaufte Exemplare in den ersten Monaten machen „Lust auf mehr“.

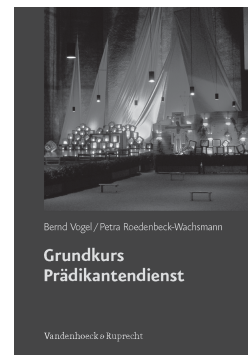
## Exkurs II: LektorInnen und PrädikantInnen

Eine interessante Erfahrung war für mich als Lektorin die Begleitung zweier Einzeltitel zur Qualifizierung von „Laien“-Predigern, also PrädikantInnen und LektorInnen: „Selbst verständlich predigen“ von Matthias Bernstorf und Thorge Thomsen (Hg.) sowie „Grundkurs Prädikantendienst“ von Bernd Vogel und Petra Roedenbeck-Wachsmann. Um es auf den Punkt zu bringen: zwei Autoren-Duos – zwei Konzepte.

Dem Rundfunkpfarrer Matthias Bernstorf und seinem Partner, Medienprofi Thorge Thomsen, war klar: Es geht vor allem darum, die PredigthörerInnen „abzuholen“ und die frohe Botschaft, die sie brauchen, „überzubringen“. Empfohlen wird entsprechend, sich zur Themensuche in der Tages- und Regenbogenpresse umzuschauen und Werbung, Medien und das, „wo- von man spricht“ im Blick zu haben. „Aber die Perikopenordnung ...?“, fragte ich im Vorgespräch. „Die Lebenswelt geht vor!“, bekam ich ganz selbstverständlich zur Antwort. Über die Liturgie haben wir meiner Erinnerung nach nicht gesprochen.

Der andere Band, der in dieser Zeit entstand, widmet sich mit großer Liebe dem Gottesdienst nach der Agende und leitet

dazu an, die vorgegebene Form mit ganz persönlichem Leben zu füllen. Eine aufgeklärte Rechtfertigungstheologie wird elementar dargelegt; ohne eine sowohl systematisch-theologische wie liturgisch-theologische Grundierung soll – nach der Vorstellung der Verfasser – kein Prediger in die Kirche und auf die Kanzel.



### 3. Neue Wege

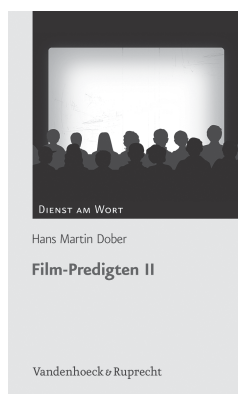
Die Reihe „Dienst am Wort“ geht weiter mit der Zeit – sowohl, was besondere Zugänge betrifft als auch besondere homiletische Konzepte. „Gottesdienste mit Symbolen“ von Stephan Goldschmidt, derweil bereits zwei Bände, haben – wir sehen es an den Absatzzahlen – einen Nerv getroffen. Auch Anwendungsbeispiele zu neuen Methoden sind beliebt: So etwa ein Band, der das dramaturgische Konzept von Alexander Deeg und Martin Nicol umsetzt: „Gottesdienste dramaturgisch“ von Michael Leonhardi.

#### *Exkurs III: Homiletik*

Homiletik-Lehrbücher oder -Programmschriften zu den neueren Entwicklungen stützen die Praxis-Reihe theoretisch, etwa „Einander ins Bild setzen“ von Martin Nicol oder „Präsent predigen“ von Deeg / Meyer-Blanck / Stäblein. Viele „aktuelle Konzepte und ihre Umsetzung“ finden sich als „Homiletik“ von Charbonnier / Meyer / Merzyn (Hg.) in der neuen Reihe „ELEMENTAR“, die sich vornehmlich an Vikare und Vikarinnen wendet.<sup>5</sup>

### 4. Spezialitäten

So mancher Pfarrer macht gern einmal etwas Besonderes: Gottesdienste mit Literatur, mit Bachkantaten oder Filmen – auch diesen Markt hat „Dienst am Wort“ entdeckt und bedient ihn sehr erfolgreich.



5 Ebenfalls interessant für unser Thema aus dieser Reihe: „Liturgik – Gottesdienstelemente im Kontext“ von Jörg Neijenhuis.

## Exkurs IV: Besondere Agenden

„Die Herausgeber wollen mit diesem Buch keine weitere liturgische Sonderform etablieren, sondern eine Grundlage für eine entfaltete Gottesdienstkultur legen, die vom Normalfall Gottesdienst ausgeht.“<sup>6</sup> So liest es sich in der Ankündigung der beiden Bände zur „Evangelischen Messe“ („Feier“ und „Kantionale“), die die Michaelsbruderschaft bei uns herausgibt. „Das vorliegende Buch arbeitet zwar mit einem bewährten Repertoire deutscher Gregorianik, [...] die Gebete und Texte lassen sich aber auch mit anderen liturgischen Gesängen, etwa den Gesängen von Taizé, verbinden.“

Besondere Projekte sind willkommen, solange eine genügend große Zielgruppe dafür ansprechbar ist, so etwa die „Frauen in der evangelischen Kirche e.V.“ für das Passions-Projekt „Leidenschaftlich. Sieben Wochen das Leben vertiefen“. Es ist aufregend, wie gerade beim Kernthema des christlichen Glaubens, dem Kreuz, um eine neue, verständliche Sprache und existenzielle Zugänge zur Vertiefung gerungen wird – und wie viel Interesse daran besteht.

## 5. Diversifizierung

Ich komme zum letzten Mal auf unseren Seismografen für Entwicklungen in den Gemeinden: Die Reihe „Dienst am Wort“, wie sie heute dasteht: Die „Klassiker“ sind nicht vergessen. Es erscheinen regelmäßig weitere Bände zu

- Kasualien (Konfirmation, Beerdigung ...) und Kirchenjahr (Liedgottesdienste im Kirchenjahr ...)
- Themen / schwierigen Texten (vor allem Hans-Helmar Auel: Jesus der Messias, Gott am Kreuz ...)
- Gottesdienstelementen (liturgische Gebete, Fürbitten ...)

Auf der anderen Seite werden Sonderformen wahrgenommen und geprüft – und gehören heute unverzichtbar mit ins Programm, um die Reihe attraktiv und kundennah zu halten:

- Besondere Zielgruppen
- Besondere Orte
- Besondere Zugänge / Methoden

Anschaulich lässt sich bei den klassischen Themen vom „Standbein“ und bei Variationen oder gar Spezialitäten vom „Spielbein“ sprechen. Wir werden uns nicht ausruhen können, denn der Markt bzw. die Gemeinde tut es auch nicht. Und so bleibt das eine: immer wieder neu – mit Jochen Arnold – zu fragen: „Was geschieht im Gottesdienst?“



<sup>6</sup> So im Werbetext: [http://www.v-r.de/de/title-350-350/die\\_feier\\_der\\_evangelischen\\_messe-1003820/](http://www.v-r.de/de/title-350-350/die_feier_der_evangelischen_messe-1003820/) (Aufruf vom 16.01.2013).

# Tagungsrückblick und vorläufiges Fazit

STEPHAN GOLDSCHMIDT

„Wie bunt ist die Liturgie in der Evangelischen Kirche in Deutschland?“ Mit dieser Frage beschäftigte sich die Fachtagung der Liturgischen Konferenz im Oktober 2012 im Hildesheimer Michaeliskloster. Es gab anregende Vorträge und Diskussionen und eine erstaunlich große Einigkeit in den Sachfragen. Als roter Faden zog sich die Frage nach der Einheit und der Vielfalt durch die gesamte Tagung: Wie viel Vielfalt und Farbigkeit ist gewollt, wie viel Einheit und Vergleichbarkeit ist sinnvoll? Vielleicht ist es allerdings ein falscher Ansatz, zwischen diesen in einer inneren Spannung stehenden Begriffen „Einheit“ und „Vielfalt“ eine strikte Alternative sehen zu wollen.

## 1. Tagungsrückblick

### 1.1. Einführung

#### 1.1.1. Zur Zukunft künftiger Agenden

In seiner Einführung in das Tagungsthema hat Michael Meyer-Blanck zunächst das Tagungsthema kirchen- und agendenpolitisch verortet. Er hat bereits zu Beginn der Tagung angedeutet, dass die gegenwärtige Arbeit an der Perikopenrevision nicht ohne Einfluss auf die Agenden bleiben wird. Nach der für 2017 geplanten Perikopenrevision wird Bewegung in die vielfältige Agendenlandschaft kommen. Für das Evangelische Gottesdienstbuch von 1999 (EGb) hat er mehrere Möglichkeiten beschrieben, wie eine Nachfolgeveröffentlichung erarbeitet und gestaltet werden kann:

a. *Als Revision mit Augenmaß:*

Hier würde der Agendentypus des EGb als eine Vielfalt ermöglichende Arbeitsagende erhalten bleiben. Es kann an der bisherigen Erarbeitungsstruktur durch die liturgischen Ausschüsse der gliedkirchlichen Vereinigungen festgehalten werden.

b. *Als klassische Agende:*

Dieser Ansatz würde die Form der Arbeitsagende, wie sie das EGb darstellt, verlassen und wieder stärker der Form von Agende I entsprechen. Sie würde sich weitgehend auf den traditionskontinuierlichen Gottesdienst beschränken und hätte nur ein geringes Interesse, alternative Gottesdienst-Formate zu integrieren.

c. *Der radikale Ansatz:*

Dieser Ansatz geht davon aus, dass die Agenden in Buchform inzwischen ausgedient haben. Agenden werden als Arbeitshilfen verstanden, die sich als Materialsammlungen im Netz bewähren müssen.

Michael Meyer-Blanck hat im Zusammenhang mit diesen Überlegungen eine entscheidende Frage gestellt, die auch als deutliche Warnung bei der Erarbeitung und Einführung von neuen Agenden verstanden werden kann: Ist die Form des Zentralismus, wie sie besonders in der römisch-katholischen Kirche zu beobachten ist, wirklich zukunftsfähig? Michael Meyer-Blanck hat deutlich gemacht, dass die verordnete Einheitlichkeit in liturgischen Fragen eine Konzeption des 19. Jahrhunderts ist und den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts kaum gerecht werden kann.

### 1.1.2. Prinzipien künftiger Agenden

Michael Meyer-Blanck hat in seiner Einführung an vier Prinzipien der Agendentradition erinnert, zu denen sich auch künftige „Agendenmacher“ verhalten müssen. Alle vier Prinzipien oder Profile besitzen jeweils eine innere Spannung:

- a. *Das integrative Prinzip:*  
Wie viel Einheitlichkeit oder Integrativität soll es geben und wie viel Pluralität?
- b. *Das konfessionelle Profil:*  
Wie viel Ökumenizität ist gewollt und wie viel evangelisches Profil?
- c. *Das ordnende und anregende Prinzip:*  
Wie stark ordnend soll eine Agende wirken und wie viel Gestaltungsmöglichkeiten soll sie bieten? Das EGb als neuer Agendentypus einer Arbeitsagende hat sich in der Spannung zwischen dem ordnenden und dem anregenden Prinzip stark auf die Seite des letztgenannten Prinzips geschlagen. Es stellt sich aber die Frage, inwieweit eine solche Arbeitsagende wirklich prägend wirken kann.
- d. *Das Prinzip der Ritualität:*  
Jede Agende bietet zahlreiche Rituale. Sie tut dies in der Spannung zwischen der Notwendigkeit und der Unmöglichkeit, (neue) Rituale zu designen.

## 1.2. Einheit und Vielfalt in der Liturgie am Beispiel der Entwicklung in Kurhessen-Waldeck

Jürgen Frank blickte auf die Geschichte der Agendenarbeit zurück und stellte sie exemplarisch dar anhand der Entwicklung in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (EKKW). Wie kommen in der Agendentradition dieser Landeskirche Vielfalt und Einheit zum Tragen? Da Kurhessen-Waldeck mit dem reformiert geprägten Nordhessen, dem lutherischen Oberhessen und dem unierten Hanauer Land eine konfessionelle Vielstimmigkeit besitzt, ist ein Blick auf die dortige Entwicklung auch für die künftige Agendenarbeit innerhalb der EKD von Interesse. Jürgen Frank beschrieb in seinem historischen Rückblick, wie die Agende I der EKKW von 1968 eine einende Wirkung innerhalb der konfessionell unterschiedlich geprägten Landeskirche entfalten konnte. 1951, zu Beginn der Arbeit an der Agende, war dies zunächst nicht viel mehr als eine Hoffnung. Würde eine einzige Agende ausreichen für die drei konfessionell unterschiedlich geprägten Gebiete? Dass dies am Ende gelingen konnte, lag vermutlich vor allem an dem durchdachten theologischen Konzept, das der Agende zugrunde lag. Das Gottesdienstverständnis der Agende I orientierte sich an Luthers Torgauer Formel und verstand den Gottesdienst als ein Dialoggeschehen, in dem auf die Verkündigung des Wortes Gottes die Gemeinde mit Gebet und Lob antwortet.

In der historischen Perspektive wird deutlich, welche hohe Bedeutung die Agende I von 1968 vor dem Hintergrund der konfessionellen Vielfalt mit ihren unterschiedlichen liturgischen Traditionen für die Einheit der Landeskirche besaß und besitzt. EKD-weit mag die kurhessische Agendentradition als Beitrag zur Vielfalt der liturgischen Landschaft erscheinen, innerhalb der Landeskirche lag der Akzent bei der Erarbeitung der Agende deutlich auf dem Stichwort „Einheit“, wie bereits im Vorwort der Agende deutlich wird: „Wenn es nun im Bereich unserer Kirche nur e i n e Agende gibt, so kann dies ohne Zweifel als deutliches Zeichen dafür gelten, dass unsere Landeskirche immer mehr zu einer Einheit zusammengewachsen ist.“<sup>1</sup>

Jürgen Frank führte in die weitere Entwicklung der Agendenarbeit nach 1968 ein, indem er einen detaillierten Einblick in die Arbeit der Liturgischen Kammer der EKKW gewährte. Dem langjährigen Vorsitzenden Alfred Niebergall gelang es, in die Kammer auch die „jungen Wilden“ Peter Horst, Gerhard Grenz, Friedrich Karl Barth zu integrieren. So regte die Arbeit in der Liturgischen Kammer zu einem höchst innovativen Prozess an, der mit den Stichworten „Gottesdienst menschlich“, „Agende als offener Prozess“ und „gerechte Sprache“ skizziert werden kann. Es wurde deutlich, dass die Arbeit an einer Agende nie zu Ende geht. Vielleicht fängt sie sogar erst richtig an, wenn das Werk gedruckt vorliegt. Das gilt besonders dann, wenn man die Agende als Hilfsmittel für die pastorale Aus- und Fortbildung versteht, wie es Jürgen Frank am Ende seiner Ausführungen nahelegte. Mit der Agende und an ihr sich reibend soll es zu einer Kompetenzentwicklung der liturgisch Handelnden im Sinne von Einheit und Vielfalt kommen.

### 1.3. Ein Blick in die Gegenwart: Ein Überblick über die gegenwärtige Agendenarbeit

Helmut Schwier bot in seinem Vortrag einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Agendenarbeit. Er hat dabei wie ein Goldgräber nach verborgenen Schätzen in den Agenden gesucht und konnte am Ende auch etliche Schätze in den Agenden finden, die seit 1999 veröffentlicht wurden.

#### 1.3.1. Das Evangelische Gottesdienstbuch von 1999 (EGb)

Helmut Schwier charakterisiert das EGb als eine Agende neuen Typs, die zugleich auch ein Werkbuch sein will. Dadurch hat das EGb stilbildend gewirkt und konnte zum Paradigma für andere Agenden werden. Die Schätze, die es in dieser Arbeitsagende zu entdecken gibt, sind:

- a. Die zwei klar dargestellten Grundformen des Gottesdienstes, die durch Ausformungsvarianten variiert werden können.
- b. Der mit dem EGb neu eingeführte Typ der Arbeitsagende macht deutlich, dass der Gottesdienst als Gestaltungsaufgabe begriffen werden muss.
- c. Die sieben Kriterien für das Verstehen und Gestalten des Gottesdienstes.

<sup>1</sup> Agende für die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck, I: Die sonntäglichen Gottesdienste, Kassel 1968, XI.

- d. Die Integration von neuen Elementen, die zugleich zu einer Horizonterweiterung der liturgisch Handelnden beiträgt.

### 1.3.2. Die Reformierte Liturgie

Zeitlich parallel entstand die Reformierte Liturgie, in der manche Anregungen des EGb aufgegriffen wurden, die sich aber insgesamt stärker am Format der klassischen Agenden orientierte. Ihre Schätze sind vor allem:

- a. Die Gebete sind sprachlich auf hohem Niveau und wurden in einer zeitgemäßen Sprache formuliert.
- b. Die Verbundenheit mit Israel (7. Kriterium des EGb) wird in der Reformierten Liturgie noch stärker berücksichtigt als im EGb.

### 1.3.3. Die Württembergische Agende von 2004

Die Württembergische Agende bietet ebenfalls eine Reihe von Schätzen, deren wichtigste sind:

- a. Die Gebetssammlung mit einer hohen Vielfalt und einer hohen, Maßstäbe setzenden Qualität.
- b. Der hohe Stellenwert, der der gottesdienstlichen Musik eingeräumt wird und der durch praxisnahe Hinweise für die Gottesdienstarbeit fruchtbar gemacht wird.

### 1.3.4. Die „Kirchenagende“ der unierten Pfalz von 2006 und die badische Ringbuchagende von 2011

Die Pfälzer Agende bietet eine breite Sammlung liturgischer Stücke für den Gottesdienst. Die badische Ringbuchagende konzentriert sich dagegen auf die Teile der Eingangsliturgie. Die Schätze dieser beiden Agenden sind:

- a. Die Sammlung der Gebete mit zeitgemäßer Sprache.
- b. Die weiteren Hinweise zu den jeweiligen Sonn- und Feiertagen mit einem Leitthema und Vorschlägen zu Liedern.

Helmut Schwier schloss mit einem Ausblick auf die künftige Agendenarbeit und wies am Ende darauf hin, dass die Vielfalt der Gottesdienststile nur noch z. T. konfessionell geprägt sei. Die Unterschiede brechen gegenwärtig an anderer Stelle auf.

## 1.4. Rundgespräch: Einheit und Vielfalt der Liturgie in der EKD

Drei profilierte Vertreter der drei protestantischen Konfessionsfamilien diskutierten über die Frage der Einheit und Vielfalt der Liturgie und warfen am Ende auch einen Blick auf die zukünftige Entwicklung von Agenden. Es waren Landesbischof Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Bischof Martin Schindehütte und Direktor Peter Bukowski. Als Moderatorin lud Sylvia Bukowski zu drei Diskussionsrunden ein:

- a. Zum praktischen Gebrauch des EGb und der Reformierten Liturgie: Was ist hilfreich und was ist kritisch zu sehen? Wie verbindlich sind die Agenden?
- b. Zum Verhältnis von Vielfalt und Erkennbarkeit des Gottesdienstes.
- c. Zu den Zukunftsperspektiven und der weiteren Agendenplanung.

a. *Zum praktischen Gebrauch:*

Das Ziel der Einheit, das hinter dem Evangelischen Gottesdienstbuch von 1999 steht, wurde als ein wichtiges Projekt gewürdigt, das Modellcharakter auch in der Zukunft haben soll. Bischof Martin Schindehütte sprach von der brückenbauenden Funktion des EGb. Die unterschiedlichen liturgischen Traditionen haben sich gegenseitig bereichert.

Landesbischof Heinrich Bedford-Strom legte besonderen Wert auf die Funktion der Liturgie: „Sie muss die Liebe Gottes ins Herz pflanzen“. Darum ist es ihm wichtig, dass die Liturgie nicht nur von Experten, sondern auch vor Ort entwickelt wird. Die Experten sollten mit Barmherzigkeit und mit Wertschätzung die liturgische Arbeit in den einzelnen Gemeinden würdigen.

Peter Bukowski warb zunächst für die Reformierte Agende, die als Integrationswerk und nicht in erste Linie in Abgrenzung zum EGb zu verstehen sei. Die Reformierte Liturgie wurde anders konzipiert als das EGb. Sie ist mehr eine klassische Agende und hat über den Typ Agende I hinaus auch die Kasualien aufgenommen.

Bei der Verbindlichkeit der jeweiligen Agenden waren sich die Gesprächsteilnehmer einig. Sie sei höchst wünschenswert, aber nicht einklagbar. Aus seiner Erfahrung am Predigerseminar in Wuppertal mit Vikarinnen und Vikaren aus unterschiedlicher liturgischer Tradition berichtete Peter Bukowski, dass beide Agenden, EGb und Reformierte Agende, in der Ausbildung gebraucht werden.

b. *Zum Verhältnis von Vielfalt und Erkennbarkeit des Gottesdienstes:*

Von allen drei Teilnehmern des Rundgesprächs wurde mehrfach die Spannung zwischen Vielfalt und Einheit angesprochen, zwischen Originalität und Qualität oder Authentizität und Katholizität. Die Wiedererkennbarkeit der Gottesdienste wurde von allen auch im Blick auf die Ökumene als hohes Gut bewertet. Peter Bukowski stellte am Ende thesenhaft fest: Sowohl das Evangelische Gottesdienstbuch als auch die Reformierte Liturgie haben im Spannungsfeld von Vielfalt und Einheit zum Guten gewirkt und zur Qualitätsverbesserung beigetragen.

c. *Zu den Zukunftsperspektiven und der weiteren Agendenplanung:*

Wie soll die zukünftige Agendenarbeit gestaltet werden? Hier äußerte Bischof Martin Schindehütte den dringenden Wunsch, dass der gemeinsame Weg von UEK und VELKD, der mit dem Evangelischen Gottesdienstbuch begonnen wurde, in Zukunft fortgesetzt werde. Die beiden liturgischen Ausschüsse der UEK und VELKD müssten sogar noch stärker kooperieren als bisher. Vielleicht sollte in ihre gemeinsame liturgische Arbeit mittelfristig auch noch die EKD einbezogen werden. Daneben sollen auch die Kirchen mit einer eigenständigen Agendentradition und der Liturgische Ausschuss der Reformierten in die Arbeit an einem neuen EGb einbezogen werden.

Landesbischof Heinrich Bedford-Strom regte an, dass bei der zukünftigen Agendenarbeit vorsichtig agiert werden müsse. Es komme entscheidend darauf an, die Gemeinden auf den Weg einer neuen Agende mitzunehmen und nicht mit Veränderungen zu überfordern.



## 1.6. Pluralismus und Orientierung – Herausforderungen in der Moderne

Gert Pickel übersetzte in seinem Vortrag die beiden Begriffe „Einheit“ und „Vielfalt“ in die Sprache der Soziologie: So hießen seine Leitbegriffe „Pluralismus“ und „Orientierung“, die er als Herausforderungen in unserer Zeit darstellte. Aus seiner Sicht sollten die Kirchen in Deutschland die Entwicklung der Säkularisierung nüchtern zur Kenntnis nehmen. Gesellschaftlich und individuell kommt es zu einer immer stärkeren Ausdifferenzierung, was auch Auswirkungen auf den Gottesdienst hat. Neben der Tendenz zur Pluralisierung erkannte Gert Pickel aber auch einen Bedarf nach Gemeinschaftsprozessen. Und hier konnte er auf Ergebnisse aus quantitativen Umfragen zurückgreifen wie der vierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung oder einer Befragung im Rahmen des Deutschen Evangelischen Kirchentags in Dresden, aber auch auf Ergebnisse der Leipziger Perikopenstudie von 2010. Offenbar ist Gemeinschaft ein wichtiges Movens für die Teilnahme am Gottesdienst, der nach Ansicht der in den angeführten Studien Befragten zum verständlichen Nachdenken über gegenwärtige oder existentielle Fragen inspirieren, aber zugleich auch ein Gefühl von Zugehörigkeit und Gemeinschaft vermitteln soll.

## 1.7. Einheit, Vielfalt und der freie Büchermarkt – Von Klassikern, Spezialitäten und Variationen

Martina Steinkühler stellte dar, mit welcher Fragestellung theologische Verlage ihr Programm gestalten: Was glauben Pfarrerinnen und Pfarrer, welche Gottesdienste ihre Gemeinde bevorzugt? Dabei stellte sie die Alternative auf: Soll der Gottesdienst nach Gottesdienst schmecken oder dichter bei den Menschen sein?

Nach einer jüngst von Karlo Meyer vorgelegten Studie zu Konfirmanden im Gottesdienst suchen vermutlich nicht nur die Konfirmandinnen und Konfirmanden im Gottesdienst nach Emotion, Gemeinschaft und Erlebnis.

Martina Steinkühler nahm anschließend die Bedeutung des sogenannten freien Büchermarktes für die Gottesdienstarbeit in den Blick. Der Büchermarkt kann viel schneller auf liturgische Trends oder gemeindliche Notwendigkeiten reagieren als jede Agende, die allein von der Vorlaufzeit her und dann erst recht durch ihren jahrzehntelangen Gebrauch immer etwas antiquiert daherkommt. Die Bedeutung der Agendenarbeit wurde damit ein wenig relativiert. Die seit Jahrzehnten gut laufende Reihe „Dienst am Wort“ hat mittlerweile 150 Bände und wird mit steigender Tendenz nachgefragt. In ihr werden Materialien und Anregungen zu Sondergottesdiensten, alternativen Gottesdiensten sowie Mitmachgottesdiensten geboten. Außerdem gibt es Bände zu Kasualien, schwierigen Texten und zu den liturgischen Stücken.

Am Ende wurde deutlich, dass es neben dem Evangelischen Gottesdienstbuch und den verschiedenen Agenden sehr viel Material gibt, das sich die Pfarrerschaft auch gern etwas kosten lässt. Darüber hinaus wächst das Angebot im Internet und wird vermutlich ebenfalls immer stärker nachgefragt werden.

## 1.8. Einheit und Vielfalt am Beispiel ausgesuchter Tauf- und Trauagenden

In zwei Workshops konnte die Agendenvielfalt zweier ausgewählter Kasualien wahrgenommen werden. Es zeigte sich, dass die Kasualagenden geprägt werden von unterschiedlichen Einflüssen aus der Ökumene. Zugleich versuchen sie, auf die Herausforderungen der Gegenwart zu antworten.

## 2. Fazit

Am Ende stellt sich noch einmal die Frage „Wie bunt ist die Liturgie in der Evangelischen Kirche in Deutschland?“ Wie viel Vielfalt und Farbigkeit ist gewollt, wie viel Einheit und Vergleichbarkeit ist sinnvoll? Im Blick auf die Zukunft muss und wird es sowohl Einheit als auch Vielfalt geben. Es wäre sinnvoll, wenn die Vielfalt nicht gegen die Einheit oder die Einheit gegen die Vielfalt ausgespielt wird. Eine bunte Palette an unterschiedlichen Agenden oder Gottesdienstformaten stellt einen liturgischen Reichtum dar. Aber auch die Einheit und Erkennbarkeit von Gottesdiensten bleibt eine wichtige Aufgabe.

Als Fazit soll die Diskussion auf der Fachtagung, wie sich das Verhältnis von Einheit und Vielfalt der Liturgie in der Zukunft entwickeln wird und welche Rolle dabei die Agenden sowie ihre Erarbeitung spielen können, thesenartig zusammengefasst werden:

- a. Die Vielfalt bleibt und wird sich in den kommenden Jahrzehnten sogar noch verstärken. Dazu tragen nicht nur die Vielfalt von unterschiedlichen Agenden bei sondern auch der freie Büchermarkt und Gestaltungsideen im Internet.
- b. Die Einheit und Erkennbarkeit der Gottesdienste bleibt eine Gestaltungsaufgabe, die in Zukunft sogar noch wichtiger wird.
- c. Der Rückgang der Ressourcen wird sich früher oder später auch auf die Arbeit an den Agenden auswirken und zu einer Konzentration der Agendenarbeit führen.
- d. Der mit dem EGb und der Ordinationsagende von 2012 eingeschlagene gemeinsame Weg von UEK und VELKD wird und muss weiter gehen. Die liturgischen Ausschüsse der gliedkirchlichen Vereinigungen müssen weiterarbeiten (eventuell unter EKD-Beteiligung) und sollten zu gegebener Zeit ein neues EGb herausbringen.
- e. Das EGb 2.0 wird vermutlich weniger Arbeitsagende sein und dafür einen stärker ordnenden Charakter erhalten.
- f. Eine Vielfalt von liturgischen Texten wird auf einem mit dem EGb 2.0 vernetzten Internetportal aktuell gehalten und allgemein zugänglich sein.
- g. Einzelne Landeskirchen werden dennoch zumindest z. T. ihre eigenen Agendenwerke schaffen. Diese Pluralität ist zu begrüßen und wird letztlich der Qualität der Gottesdienste zugutekommen.

# Liturgiefeier in der Diskussion

## Aktuelle Entwicklungen in katholischer Kirche und Theologie

BENEDIKT KRANEMANN

### 1. Die Liturgiekonstitution – ein Dokument mit Geschichte

Ein halbes Jahrhundert ist am 4. Dezember 2013 vergangen, seitdem in Rom durch das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* – als erstes Konzilsdokument überhaupt – beschlossen wurde.<sup>1</sup> Vorausgegangen war bereits ein Jahrzehnte währendes Ringen um eine Erneuerung von Kirche und Glauben aus der Liturgie sowie um neue Weisen des Feierns, die die verbale und nonverbale Mitte des Gottesdienstes wieder klarer hervortreten lassen sollte. Vom 19. Jahrhundert her hatte die Liturgische Bewegung in Auseinandersetzung mit Kultur und Gesellschaft ihrer Zeit vieles vorgedacht und manches auch bereits praktiziert, was durch das Zweite Vatikanische Konzil und die ihm folgende Liturgiereform alltägliche Praxis der Kirche werden sollte.<sup>2</sup> Vorangegangen waren dem Konzil die – weitgehende – kirchenamtliche Sanktionierung zentraler Anliegen der Liturgischen Bewegung durch die Enzyklika Papst Pius XII. „*Mediator Dei*“ aus dem Jahre 1947<sup>3</sup> sowie Reformen wie die Wiederherstellung der Osternacht 1951 und die Neuordnung der Heiligen Woche 1955. Die Liturgiekonstitution besitzt eine Vorgeschichte und brachte doch auch wesentlich Neues.

Die in sich vielfältige Liturgische Bewegung mit ihren nicht wenigen „Vororten“ war

- 1 Einen sehr guten Überblick über die Entstehungsgeschichte bietet der Kommentar zur Liturgiekonstitution von *Lengeling, Emil Joseph*: Die Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die heilige Liturgie. Lateinisch-deutscher Text mit einem Kommentar (reihe lebendiger gottesdienst 5/6), Münster <sup>2</sup>1965; dort auch der Text der Konstitution in Latein und Deutsch; zudem: *Bugnini, Annibale*: Die Liturgiereform 1948-1975. Zeugnis und Testament. Deutsche Ausgabe hg. v. Johannes Wagner unter Mitarbeit von Francois Raas, Freiburg/Br. [u.a.] 1988.
- 2 Vgl. *Maas-Ewerd, Theodor / Richter, Klemens*: Die Liturgische Bewegung in Deutschland, in: *Martin Klöckener / Benedikt Kranemann* (Hg.), Liturgiereformen. Historische Studien zu einem bleibenden Grundzug des christlichen Gottesdienstes, Bd. 2: Liturgiereformen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 88), Münster 2002, 629-648; *Pacik, Rudolf*: „Wie ein Hindurchgehen des Heiligen Geistes durch seine Kirche“. Wichtige Stationen in der Geschichte der Liturgischen Bewegung, in: *Egger-Wenzel, Renate* (Hg.), Geist und Feuer. Festschrift anlässlich des 70. Geburtstag von Erzbischof Dr. Alois M. Kothgasser SDB überreicht von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Paris-Lodron-Universität Salzburg (Salzburger Theologische Studien 32), Innsbruck / Wien 2007, 433-455.
- 3 Vgl. Unseres Heiligen Vaters Pius XII. durch göttliche Vorsehung Papst Rundschreiben über die Heilige Liturgie (20. November 1947: „*Mediator Dei*“). Lateinischer Text nach den „*Acta Apostolicae Sedis*“. Deutscher Text nach der von der Vatikanischen Druckerei vorgelegten Übersetzung, Freiburg/Br. 1948; dazu *Maas-Ewerd, Theodor*: „*Mediator Dei*“ – vor 50 Jahren ein Signal. Die Liturgie-Enzyklika Papst Pius' XII. vom 20. November 1947, in: *Liturgisches Jahrbuch* 47 (1997), 129-150.

zeit- und kulturgebunden.<sup>4</sup> Wenn das Konzil Jahrzehnte später über Themen wie „tätige Teilnahme“ oder Volkssprache in der Liturgie diskutierte, dann tat es dies vor dem Hintergrund seiner Vorgeschichte und durch diese beeinflusst, aber doch in einer veränderten Welt und unter neuen Voraussetzungen. Schon die Frage nach dem Woher der Liturgiekonstitution konfrontiert den Betrachter mit einer komplexen Geschichte,<sup>5</sup> die längst nicht in allem bereits hinreichend untersucht ist. Diese Geschichte ist in den gegenwärtigen Diskussionen um die Liturgie in der katholischen Kirche zumindest un-tergründig präsent.

## 2. Liturgiereform als Konfliktfeld

Auch der Weg der Liturgiereform nach dem Konzil ist alles andere als einfach zu beschreiben. Er betrifft ja nicht nur eine einzelne Ortskirche, sondern eine Weltkirche, die unter vielfältigen historischen, sozialen und kulturellen Voraussetzungen lebt und dabei in der Liturgie als Ausdruck kirchlicher Einheit immer auch das Verhältnis von Ortskirche und römischer Weltkirche theologisch wie praktisch austarieren muss. Wie das Konzil rezipiert wurde (und wird), sieht schon in West- und Mitteleuropa durchaus unterschiedlich aus.<sup>6</sup> Während beispielsweise in Deutschland sehr rasch Reformen in Gang gesetzt wurden,<sup>7</sup> verlief dieser Prozess in Polen u.a. aus politischen Gründen langsamer, möglicherweise auch nachhaltiger.<sup>8</sup> Im deutschen Sprachgebiet fiel die beginnende Liturgiereform mit gesellschaftlichen Aufbrüchen und Umwälzungen zusammen. Das Selbstverständnis von Laien, die Diskussionskultur, die Auswahl von Themen, die erörtert wurden, änderten sich. Traditionsbewahrung, wie sie kirchlichen Ritualen zu eigen ist, stand ebenso in Frage wie der bisherige Umgang mit Autoritäten. Das wirkte in die Kirche und in den Prozess der Liturgiereform hinein, bestimmte Diskussionen um die Liturgie mit und beeinflusst, wenngleich unter wiederum veränderten Vorzeichen, die liturgische Praxis bis heute.<sup>9</sup> Unterschwellig schon während des

4 Das macht u.a. die Studie von Andreas Poschmann zum Leipziger Oratorium deutlich: *Poschmann, Andreas*: Das Leipziger Oratorium. Liturgie als Mitte einer lebendigen Gemeinde (Erfurter theologische Studien 81), Leipzig 2001.

5 Vgl. am Beispiel des Bistums Münster: *Richter, Klemens / Sternberg, Thomas* (Hg.): Dem Konzil voraus. Liturgie im Bistum Münster auf dem Weg zum II. Vatikanum, Münster 2004.

6 Vgl. die unterschiedliche Praxis christlicher Feste in verschiedenen Ländern Europas: *Kranemann, Benedikt / Sternberg, Thomas* (Hg.): Christliches Fest und kulturelle Identität Europas, Münster 2012.

7 Vgl. dazu jetzt die Arbeiten und Sammelbände von *Bärsch, Jürgen / Haunerland, Winfried*: Liturgiereform und Ortskirche. Nachkonziliare Praxisgeschichte als Forschungsaufgabe am Beispiel des Bistums Essen, in: *Liturgisches Jahrbuch* 55 (2005), 199-234; *Bärsch, Jürgen / Haunerland, Winfried* (Hg.): Liturgiereform vor Ort. Zur Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils in Bistum und Pfarrei (Studien zur Pastoralliturgie 25), Regensburg 2010; als eine neuere Fallstudie: *Schmidt, Verena*: Die Rezeption der Liturgiereform im Bistum Essen. Ein Werkstattbericht am Beispiel ausgewählter Pfarrgemeinden, in: *Jürgen Bärsch / Winfried Haunerland* (Hg.), *Liturgiereform vor Ort*, 211-232.

8 Vgl. *Glombik, Konrad / Kranemann, Benedikt* (Hg.): Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils. Erfahrungen der polnischen Volkskirche und der ost- und mitteleuropäischen Diasporakirche. *Recepcja soboru Watykańskiego II. Doswiadczenia kosciola w polsce i kosciola diaspory wschodnich i centralnych niemiec* (Colloquia Theologica 14), Opole 2011.

9 Vgl. *Kranemann, Benedikt*: Die Liturgiereform im Bistum Münster nach dem II. Vatikanum. Eine Skizze, in: *Bernd Hey* (Hg.), *Kirche, Staat und Gesellschaft nach 1945. Konfessionelle Prägungen und sozialer*

Konzils und dann spätestens seit den 1990er Jahren entwickelten sich innerkirchlich Konflikte.<sup>10</sup> Zum Teil war die Liturgie der Anlass, zum Teil wurden aber auch in der Auseinandersetzung um den Gottesdienst Konflikte ausgetragen, die andernorts ihre Ursache hatten.

Drei Beispiele können das zeigen: 1992 erschien eine revidierte Ausgabe der Feier der Trauung.<sup>11</sup> Erstmals bestand die römische Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung darauf, dass die römischen Praenotanda der Pastoralen Einführung der Bischöfe des deutschen Sprachgebietes vorangestellt werden mussten.<sup>12</sup> „Praenotanda“ und „Einführung“ sind nicht allein praktische Anleitung für die jeweilige Liturgie, sondern kirchenamtlicher theologischer Kommentar. Beim Sakrament der Ehe, das auch Fragen des Geschlechterverhältnisses und der Sexualität berührt, war diese Neuerung heikel.

In den 1990er Jahren setzten die deutschsprachigen Bischofskonferenzen eine Revision des Messbuches in Gang. Dem sorgfältigen Leser wird auffallen, dass die 1995 veröffentlichten „Studien und Entwürfe zur Meßfeier“ als Band I gezählt werden,<sup>13</sup> dass aber ein Band II nie erschienen ist. Die Voraussetzungen für eine Revision des Messbuches waren zwischenzeitlich durch die römische Kongregation so verändert worden, dass das mit großen Erwartungen verbundene Projekt der Bischofskonferenzen nicht fortgeführt werden konnte und eingestellt werden musste.

Als drittes Beispiel kann die Diskussion um die Mitwirkung von Laien in der Liturgie genannt werden. Im August 1997 erschien eine durch Papst Johannes Paul II. „in forma specifica“ approbierte Instruktion, deren deutscher Titel lautet: „Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester“. Gelesen wurde dieses Dokument als eine Begrenzung der Mitwirkungsmöglichkeiten von Laien. Diese Kritik traf auch eine Rahmenordnung, die die deutschen Bischöfe im Januar 1999 veröffentlichten. Hier entzündete sich die Auseinandersetzung u.a. an einem Kapitel über die „Benennung der mit der Leitung von Gottesdiensten beauftragten Laien“.<sup>14</sup>

Es handelt sich um drei Konfliktfelder, die auch im Folgenden noch eine Rolle spielen werden: das Verhältnis von Ortskirche und römischen Instanzen, die kirchenrechtliche Zuständigkeit für einzelne Reformen und Revisionen, das Verhältnis von Klerus und

Wandel (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 21), Bielefeld 2001, 67-85.

- 10 Die Auseinandersetzungen mit den Traditionalisten sollen hier ausgeblendet bleiben. Vgl. unten Kap. 3.4.
- 11 Vgl. Die Feier der Trauung in den katholischen Bistümern des deutschen Sprachgebietes. Herausgegeben im Auftrag der Bischofskonferenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz sowie der (Erz-) Bischöfe von Bozen-Brixen, Lüttich, Luxemburg und Straßburg, Zürich u.a. 1992.
- 12 Vgl. zur Entstehung des Buches: *Probst, Manfred*: Das neue Trauungsrituale der katholischen Bistümer des deutschen Sprachgebietes, in: Liturgisches Jahrbuch 42 (1992), 203-218; *Richter, Klemens*: Die Theologie der kirchlichen Trauung, in: Heiliger Dienst 52 (1998), 244-253.
- 13 Vgl. *Nagel, Eduard* (Hg.): Studien und Entwürfe zur Messfeier (Texte der Studienkommission für die Meßliturgie und das Meßbuch der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Liturgischen Kommissionen im Deutschen Sprachgebiet 1), 2., durchges. Aufl., Freiburg/Br. [u.a.] 1996.
- 14 Zum gemeinsamen Dienst berufen. Die Leitung gottesdienstlicher Feiern – Rahmenordnung für die Zusammenarbeit von Priestern, Diakonen und Laien im Bereich der Liturgie. 8. Januar 1999. 8. Auflage 2010. Herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Die deutschen Bischöfe 62), Bonn 2010, 51f. Vgl. *Kaczynski, Reiner*: Gottesdienstleitung durch beauftragte Laien, in: *Manfred Weitlauff/Peter Neuner* (Hg.), Für euch Bischof – mit euch Christ (FS Friedrich Kardinal Wetter), St. Ottilien 1998, 857-878.

Laien. Sie sind Teil umfangreicherer Diskussionen, die fünf Jahrzehnte nach dem Konzil in der katholischen Kirche um die Liturgie geführt werden. Sie berühren Theologie wie Gestalt des Gottesdienstes, das Miteinander von Ämtern und Diensten, das Selbstverständnis der Kirche, die Sicht der eigenen Rolle inmitten der Gesellschaft u.a. Sie führen zu Konflikten in der Kirche, aber ebenso zu engagierten Diskussionen, die das Verständnis der Liturgie zu klären und ihre Praxis zu bereichern helfen. Im Folgenden sollen einige wenige Diskussionsfelder kurz vorgestellt werden. In den Debatten um die Liturgie zeigen sich tieferliegende Probleme der Kirche. Manche Auseinandersetzung und manches Bemühen, das unter wechselnden Vorzeichen seit dem frühen 20. Jahrhundert Kirche und Theologie beschäftigt hat, besitzt offensichtlich bleibende Aktualität. Dabei darf man nicht übersehen, dass die beschriebenen Probleme die einzelnen Gemeinden und ihre Liturgiefeiern in sehr unterschiedlicher Weise berühren.

### 3. Heutige Diskussionsfelder der Liturgie in der katholischen Kirche

#### 3.1. Die Sprache der Liturgie

Die katholische Kirche stand nach dem Konzil vor der Aufgabe, den Umgang mit der Volkssprache in der Liturgie neu zu regeln.<sup>15</sup> Entsprechende Anfragen tauchten bereits in den Eingaben der Bischöfe für die Konzilsberatungen auf.<sup>16</sup> Die Liturgiekonstitution selbst gibt sich eher zurückhaltend. Die lateinische Sprache soll in den lateinischen Riten weiterhin verwendet werden (SC 36,1), doch die Nützlichkeit der Volkssprache „bei der Messe, bei der Sakramentenspendung und in den anderen Bereichen der Liturgie“ wird anerkannt; ihr soll entsprechend mehr Raum eingeräumt werden (SC 36,2). Dieser Raum wird spezifiziert: „vor allem in den Lesungen und Hinweisen und in einigen Orationen und Gesängen“.<sup>17</sup> Der Drang hin zur Muttersprache in der Liturgie war aber so stark, dass bis 1967 die Verwendung der Volkssprache für die römische Liturgie insgesamt erlaubt wurde.<sup>18</sup> Ziel der Bemühungen um die Sprache war ein besseres Verständnis der Liturgie und ein Mehr an tätiger Teilnahme. Die muttersprachlichen Texte sind zumeist Übersetzungen lateinischer Texte aus den römischen Editiones typicae. Wie sollte man übersetzen? Im Jahre 1969 erschien die römische Instruktion „De in-

15 Einen Überblick zur Geschichte der Liturgiesprache und den jüngsten Entwicklungen vgl. *Pecklers, Keith F.*: *Dynamic equivalence. The living language of Christian worship*, Colledgeville Minn. 2003; *Kranemann, Benedikt / Wahle, Stephan* (Hg.): „... Ohren der Barmherzigkeit“. Über angemessene Liturgiesprache (Theologie kontrovers), 1. Aufl. Freiburg/Br. [u.a.] 2011.

16 Vgl. für das deutsche Sprachgebiet den allerdings nicht vollständigen Überblick bei *Wagner, Johannes*: *Mein Weg zur Liturgiereform 1936-1986. Erinnerungen*, Freiburg/Br. [u.a.] 1993, 306-315.

17 Weitere Artikel der Konstitution gehen darüber nicht hinaus: SC 54 (Eucharistie), 63 (Sakramente und Sakramentalien), 101 (Stundenliturgie). Bei der Stundenliturgie soll „gemäß jahrhundertalter Überlieferung“ am Latein festgehalten werden, aber es kann „jenen Klerikern, für die der Gebrauch der lateinischen Sprache ein ernstes Hindernis für den rechten Vollzug des Stundengebets bedeutet“, der Gebrauch einer Übersetzung erlaubt werden.

18 Die Belege dafür bei *Kaczynski, Reiner*: *Sacrosanctum Concilium*, in: *Sacrosanctum Concilium, Inter mirifica, Lumen gentium* (Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil 2), Freiburg/Br. [u.a.] 2004, 1-227, hier 106f.

terpretatione textuum liturgicorum“, ein kirchenrechtlich bindendes Dokument, das Kriterien für die Übersetzung der lateinischen Liturgiebücher in die verschiedenen Volkssprachen enthielt.<sup>19</sup> Knapp zusammengefasst sollen nach dieser „Übersetzerinstruktion“ bei der Übertragung der gesamte liturgische Verständigungsvorgang sowie das literarische Genus des Textes, nicht eine möglichst wortgetreue Übersetzung, sondern eine Vermittlung des jeweiligen Textinhalts im Vordergrund stehen. Chancen wie Probleme sind offensichtlich: Eine Übertragung mit Blick auf das Geschehen der Liturgie als spezifische Sprachhandlung, die unterschiedlichen Sprachstile in der Liturgie und nicht zuletzt die Sprecher ist gefordert, die zugleich mit großer theologischer und ästhetischer Sensibilität gegenüber lateinischem Text wie Volkssprache vorgenommen werden soll. Diese Übertragung muss sich zwangsläufig vom lateinischen Text stärker lösen; es gibt zudem Unterschiede zwischen den verschiedenen muttersprachlichen Fassungen ein und desselben Textes.<sup>20</sup>

Im Jahre 2001 wurde eine neue römische Instruktion zu Fragen der Übersetzung veröffentlicht. Ihr programmatischer Titel lautet: „Liturgiam authenticam“.<sup>21</sup> Die bisherigen Kriterien wurden aufgegeben, ohne dass die Verwendung der Volkssprache oder die Notwendigkeit tätiger Teilnahme in Abrede gestellt worden wäre. Im Mittelpunkt von Übersetzungen steht jetzt das Anliegen einer möglichst genauen und getreuen Übertragung der lateinischen Originaltexte in die jeweilige Volkssprache. Dadurch möchte man inhaltliche Irritationen überwinden und die „Identität des römischen Ritus“ (Nr. 5), damit die Einheit der Kirche durch die Liturgie gewährleisten. Nicht Kreativität, sondern Treue zum Originaltext wird verlangt. Erfordert sei, „die Originaltexte in die Volkssprache getreu und genau zu übertragen. Zwar mag es erlaubt sein, die Worte so anzuordnen und Satzbau wie Stil so zu gestalten, dass ein flüssiger und dem Rhythmus des Gemeindegebetes angepasster volkssprachiger Text entsteht. Doch muss der Originaltext, soweit möglich, ganz vollständig und ganz genau übertragen werden, das heißt ohne Auslassungen und Zusätze, was den Inhalt betrifft, und ohne Paraphrasen oder Erklärungen. Die Anpassungen an die Eigenart und den Charakter der verschiedenen Volkssprachen müssen besonnen sein und behutsam vorgenommen werden.“ (Nr. 20) Seit der Veröffentlichung von „Liturgiam authenticam“ ist die Diskussion um die Sprache der Liturgie nicht mehr verstummt. Die Einschätzung, dass es „geradezu unmöglich“ sein dürfte, auf der Basis dieses Dokumentes muttersprachliche gottesdienstliche

19 Vgl. das Dokument in Übersetzung bei *Rennings, Heinrich / Klöckener, Martin* (Hg.): Dokumente zur Erneuerung der Liturgie. Dokumente des Apostolischen Stuhls 1963-1973 (Dokumente zur Erneuerung der Liturgie, Bd. 1), Kevelaer 1983, Nr. 1200-1242; eine Beschreibung des Inhalts und der entsprechenden Übersetzungspraxis bei *Gerhards, Albert / Kranemann, Benedikt*: Einführung in die Liturgiewissenschaft, Darmstadt 2008, 187-189.

20 Auf der Basis der Übersetzerinstruktion bewegten sich auch Leitlinien, die sich eine der Arbeitsgemeinschaften für die o.g. Revision des Messbuches gegeben hatte; auf sie kann hier nur verwiesen werden: Leitlinien für die Revision der Gebetstexte des Meßbuchs, in: *Nagel* (Hg.), Studien und Entwürfe zur Messfeier (wie Anm. 13), 55-62.

21 Vgl. Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung: Der Gebrauch der Volkssprache bei der Herausgabe der Bücher der römischen Liturgie „Liturgiam authenticam“. Fünfte Instruktion „zur ordnungsgemäßen Ausführung der Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die heilige Liturgie“ (zu Art. 36 der Konstitution). Lateinisch-Deutsch. 28. März 2001. Hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 154), Bonn 2001.

Texte zu schaffen, wird in Kirche und Theologie weitgehend geteilt.<sup>22</sup> Im deutschen Sprachgebiet ist zunächst das revidierte Begräbnisrituale auf dieser Basis neu übersetzt worden.<sup>23</sup> Vor allem wegen der für die Seelsorge als ungeeignet empfundenen Sprache<sup>24</sup> wurde das liturgische Buch von Praktikern abgelehnt. Die Bischofskonferenz hat darauf reagiert und diesem Buch mit „Blick auf die pastoralliturgischen Herausforderungen der Gegenwart“ ein Manuale an die Seite gestellt.<sup>25</sup> Wie sich beide Bücher nebeneinander zukünftig bewähren werden, bleibt allerdings abzuwarten.<sup>26</sup>

Auch jenseits dieser Auseinandersetzungen steht die Sprache der Liturgie aber in der Diskussion. Im Zusammenhang einer Debatte über die katholische Leseordnung und insbesondere die Rolle des Alten Testaments<sup>27</sup> hat der Alttestamentler Norbert Lohfink einige lateinische Orationen auf ihre bibeltheologischen Hintergründe befragt und in Nähe zum biblischen Text neue Übersetzungen vorgelegt.<sup>28</sup> Er konnte theologische Potentiale und Feinheiten herausarbeiten, die in den derzeitigen Übersetzungen des Messbuches so nicht zum Vorschein kommen.

Das gilt ebenfalls für Übersetzungen, die jüngst der Kölner Theologe Alex Stock publiziert hat. Auch er bleibt nah beim lateinischen Text und versucht, die Orationen vom historischen Kontext her zu verstehen und zu übersetzen. Die Herausforderung der Gebetstexte wird deutlich: „Die Oration inszeniert in äußerster Kürze die, zumal heutzutage, ungeheure Redesituation, aus der allgemeinen ‚Immanenzverdichtung‘ vor das Angesicht des unsichtbaren Gottes zu kommen, zu ihm hinüberzurufen mit menschlichen Worten. Das ist keine leichte und leichtzunehmende Sache, und doch die Essenz des Gottesdienstes.“<sup>29</sup> Die katholische Kirche steht vor der Frage, wie man heute der spezifischen Kommunikationssituation der Liturgie wie den Kommunikationsmöglichkeiten der Mitfeiernden sprachlich gerecht werden kann. Zur Herausforderung wird dieses durch die enge Bindung an die lateinischen Liturgiebücher, die Frage

22 Kaczynski, *Sacrosanctum Concilium* (wie Anm. 18), 111.

23 Vgl. Die kirchliche Begräbnisfeier in den Bistümern des deutschen Sprachgebietes. Zweite authentische Ausgabe auf der Grundlage der Editio typica 1969 (Rituale Romanum auf Beschluß des Hochheiligen Ökumenischen Zweiten Vatikanischen Konzils erneuert und unter der Autorität Papst Pauls VI. veröffentlicht), Freiburg/Br. [u.a.] 2009. Dazu die Einführung der deutschen Bischöfe: Die kirchliche Begräbnisfeier. Pastorale Einführung. 28. Februar 2009. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen 232), Bonn 2009.

24 Beispiele vgl. bei *Kranemann, Benedikt*: Mangelnde Sensibilität. Das neue liturgische Buch für die kirchliche Begräbnisfeier, in: *Herder-Korrespondenz* 64 (2010), 185-189.

25 Vgl. Die kirchliche Begräbnisfeier. Manuale, herausgegeben im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, der Österreichischen Bischofskonferenz und der Schweizer Bischofskonferenz sowie des Bischofs von Bozen-Brixen und des Bischofs von Lüttich, Trier 2012.

26 Das Manuale soll das Ritualefaszikel von 2009 ergänzen, übernimmt aber Kapitel aus diesem Buch und erweckt selbst den Eindruck eines Ritualefaszikels. Der liturgierechtliche Status wird zu diskutieren sein.

27 Vgl. u.a. *Franz, Ansgar* (Hg.): Streit am Tisch des Wortes? Zur Deutung und Bedeutung des Alten Testaments und seiner Verwendung in der Liturgie (Pietas liturgica 8), St. Ottilien 1997.

28 Vgl. *Lohfink, Norbert*: Die deutsche Übersetzung des Exsultet. Kritische Analyse und Neuentwurf, in: *Liturgisches Jahrbuch* 49 (1999), 39-76; *ders.*, Die traditionellen Orationen der Ostervigil deutsch, in: *Braulik, Georg / Lohfink, Norbert*: Osternacht und Altes Testament. Studien und Vorschläge. Mit einer Exsultetvertonung von Erwin Bücken (Österreichische Biblische Studien 22), Frankfurt/M. [u.a.] 2003, 139-162.

29 *Stock, Alex*: Orationen. Die Tagesgebete im Jahreskreis neu übersetzt und erklärt, Regensburg 2011, 15. Vgl. *ders.*: Liturgie und Poesie. Zur Sprache des Gottesdienstes, Kvelaer 2010.



nach der Zuständigkeit für die Übersetzung und das Bemühen, auch in den muttersprachlichen Texten die Einheit der katholischen Kirche sichtbar werden zu lassen. Hinter den Diskussionen um die Sprache stehen letztlich Auseinandersetzungen um Theologie und Ekklesiologie.<sup>30</sup>

### 3.2. Formen der Teilnahme am Gottesdienst

Für die „*participatio actiosa*“ aller Getauften am Gottesdienst hat die Liturgiekonstitution theologische Voraussetzungen formuliert (SC 14 u.ö.). Die Ermöglichung der tätigen Teilnahme, aber auch die Pflicht dazu sind Weisung des Konzils und entscheidend für das Gelingen der Liturgiereform, denn das Konzil sieht die Teilnahme mit dem „Wesen der Liturgie selbst“ verknüpft (SC 14).<sup>31</sup> In der katholischen Kirche des deutschen Sprachgebiets ist diese Partizipation heute selbstverständlich, sie hat aber sehr unterschiedliche Formen. Diese reichen von regelmäßiger bis hin zu seltener Mitfeier der Liturgie,<sup>32</sup> schließen die Übernahme von Rollen im Gottesdienst wie die Mitvorbereitung und -gestaltung von Gottesdiensten ein. Laien, Männer und Frauen, leiten auch Gottesdienste. Das genannte Dokument „Zum gemeinsamen Dienst berufen“ listet zahlreiche Gottesdienste auf, die von Laien mit und ohne Beauftragung geleitet werden können. Für Tagzeitenliturgie, Gottesdienste in der Familie, Andachten usw. bedarf es keiner Beauftragung. In anderen Fällen ist eine Beauftragung notwendig, die verdeutlichen soll, dass die Laien diese „pastoralen Funktionen [...] in Einheit mit dem Bischof und seinem Presbyterium und mit deren Billigung und Unterstützung ausüben.“<sup>33</sup> Das ist u.a. der Fall bei Wort-Gottes-Feiern, also Wortgottesdiensten an Werk-, Sonn- und Feiertagen in Gemeinden, wo keine Eucharistiefeier möglich ist, bei Bußgottesdiensten, Gottesdiensten im Zusammenhang des Katechumenats, Begräbnisfeiern. Tatsächlich leiten heute vielerorts Laien Gottesdienste, was u.a. mit dem Priestermangel und der starken Präsenz von Laien in faktisch allen Feldern der Seelsorge zusammenhängt. In vielen Seelsorgeeinheiten, die durch die Zusammenlegung von Gemeinden entstanden sind und sowohl für Identität wie Zusammengehörigkeitsgefühl der Gläubigen als auch für die Liturgiefeiern zahlreiche Probleme aufwerfen,<sup>34</sup> könnte das gottesdienstliche Leben ohne das Engagement von Laien nicht aufrechterhalten werden.

30 Zum Zusammenhang von Liturgie und Ekklesiologie vgl. *Richter, Klemens*: Zum Verhältnis von Kirchenbild und Liturgie. Die erneuerte Liturgie und der alte Ritus im Widerstreit, in: *Böntert, Stefan* (Hg.), *Objektive Feier und subjektiver Glaube? Beiträge zum Verhältnis von Liturgie und Spiritualität* (Studien zur Pastoralliturgie 32), Regensburg 2011, 147-169.

31 Dazu *Häußling, Angelus A.*: Liturgiereformen. Materialien zu einem neuen Thema der Liturgiewissenschaft, in: *Klöckener, Martin [u.a.]* (Hg.), *Angelus A. Häußling. Christliche Identität aus der Liturgie. Theologische und historische Studien zum Gottesdienst der Kirche* (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 79), Münster 1997, 11-45, hier 41.

32 Die Teilnahme am katholischen Sonntagsgottesdienst, sicherlich nicht der einzige und entscheidende Indikator für ein reges liturgisches Leben, liegt in Deutschland derzeit bei 12,3 %. Vgl. *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (Hg.): *Katholische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten 2011/12* (Arbeitshilfen 257), Bonn 2012, 16f.; 20.

33 Zum gemeinsamen Dienst berufen (wie Anm. 14), 25.

34 Vgl. mit unterschiedlicher Akzentsetzung u.a. *Jeggle-Merz, Birgit*: Gottesdienstliches Leben angesichts von Priestermangel und „Seelsorgeeinheiten“. Oder: Auf der Suche nach einer neuen Identität, in: Ar-

Zugleich sind die Beteiligungsformen auch ein Ausdruck einer gewachsenen Identität selbstbewusster Kirchenmitglieder.<sup>35</sup> Das ungebrochen starke Engagement für die unterschiedlichen Gottesdienste korrespondiert der Möglichkeit, am Gottesdienst als Gläubiger betend und singend teilzunehmen, ist aber auch auf die Chancen zurückzuführen, Rollen im Gottesdienst und damit in seiner Gestaltung zu übernehmen. Es entstehen zugleich Konflikte, die noch wenig reflektiert sind. Was heißt „tätige Teilnahme“ ein halbes Jahrhundert nach dem Konzil?<sup>36</sup> Führt „tätige und aktive“ Teilnahme zum „Aktivismus“ in der Liturgie? Muss – will und kann – jeder in gleicher Weise aktiv an der Liturgie teilnehmen? Wie verhalten sich Dienste und Ämter zueinander? Für das Selbstverständnis der hierarchisch und sakramental verfassten katholischen Kirche sind das zentrale Fragen.

Sie gewinnen vor allem in Gemeinden, in denen wegen des Priestermangels keine sonntägliche Eucharistie gefeiert werden kann, an Bedeutung. Wenn mit Genehmigung des Ortsbischofs Wort-Gottes-Feier stattfinden,<sup>37</sup> werden diese von Laien geleitet. Um diese Feiern, um ihr Verhältnis zur Eucharistiefeier – viele dieser Wortgottesdienste werden mit Kommunionfeiern kombiniert<sup>38</sup> –, nicht zuletzt aber um die Frage der Leitung durch Laien sind in letzter Zeit wiederholt Auseinandersetzungen entstanden.

---

beitsstelle Gottesdienst (2001) 39, 21-40; Haunerland, Winfried: „Seelsorge vom Altare her“. Liturgie in Zeiten der Seelsorgeräume, in: Peter Hofer (Hg.), *Aufmerksame Solidarität*. Festschrift für Bischof Maximilian Aichern zum siebzigsten Geburtstag, Regensburg 2002, 75-93; Kranemann, Benedikt: Gemeindeliturgie vor den Herausforderungen der „Seelsorgeeinheit“, in: George Augustin [u.a.] (Hg.), *Priester und Liturgie*. Manfred Probst zum 65. Geburtstag, Paderborn 2005, 371-391; Böntert, Stefan: Gottesdienste angesichts zusammengelegter Gemeinden und überzähliger Kirchengebäude. Liturgie auf der Suche nach Identität und Profil in neuen Strukturen, in: *Liturgisches Jahrbuch* 56 (2006), 3-27; Böntert, Stefan: Liturgie in sich verändernden Seelsorgestrukturen. Kontinuität im Wandel oder völliges Umdenken? In: *Bibel und Liturgie* 80 (2007), 142-151; van Tebartz-Elst, Franz-Peter / Böntert, Stefan (Hg.): *Gemeinden geistlich gründen*, Münster 2007.

- 35 In ähnlicher Richtung spricht u.a. das kurze Kapitel „Selbstbewusstsein und Ablehnung von Bevormundung“ bei Kubin, Sarah: *Ritual der Individualisten*. Eine ethnographische Studie zum Wandel des katholischen Gottesdienstes (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 32), Tübingen 2009, 103-105. Die Soziologin stellt fest: „Heutige Gottesdienstbesucher wirken selbstbewusst. Sie fühlen sich sowohl in der Lage als auch im Recht, die Ausgestaltung des Rituals durch den Pfarrer beurteilen zu können und tun dies auch.“ (ebd. 103).
- 36 Vgl. die sehr unterschiedlichen Einschätzungen bei Kohlschein, Franz: Bewußte, tätige und fruchtbringende Teilnahme. Das Leitmotiv der Gottesdienstreform als bleibender Maßstab, in: *Theodor Maas-Ewerd* (Hg.), *Lebt unser Gottesdienst? Die bleibende Aufgabe der Liturgiereform*, Freiburg/Br. [u.a.] 1988, 38-62, und *Post, Paul*: Een ideaal bevrraagd. Actuele kritische notities bij het adagium van bewuste actieve deelname van de gemeenschap in de liturgie, in: *Tijdschrift voor liturgie* 88 (2004), 2-14.
- 37 Vgl. zu dieser Gottesdienstform: *Kirchgeßner, Bernhard*: Kein Herrenmahl am Herrentag? Eine pastoralliturgische Studie zur Problematik der sonntäglichen Wort-Gottes-Feier (Studien zur Pastoralliturgie, Bd. 11), Regensburg 1996; *Kranemann, Benedikt* (Hg.): *Die Wort-Gottes-Feier*. Eine Herausforderung für Theologie, Liturgie und Pastoral, Stuttgart 2006; *Dürr, Marion*: „Brannte uns nicht das Herz ...?“. Struktur und Gestaltung der Wort-Gottes-Feier an Sonn- und Feiertagen am Beispiel der Rollenbücher für das deutsche Sprachgebiet (Studien zur Pastoralliturgie 28), Regensburg 2011.
- 38 Dabei handelt es sich nicht um eine Eucharistiefeier. Vielmehr wird die in einer anderen Eucharistiefeier konsekrierte Kommunion an die Gläubigen ausgeteilt. Kritisch zu diesen Kommunionfeiern: *Nagel, Eduard*: Mit oder ohne Kommunion? In: *Benedikt Kranemann* (Hg.), *Die Wort-Gottes-Feier*. Eine Herausforderung für Theologie, Liturgie und Pastoral, Stuttgart 2006, 108-116; vgl. mit anderer Akzentsetzung: *Fuchs, Ottmar*: Neue Gottesdienstformen im Horizont der Sakramentalität (in) der Kirche, in: *Laien leiten Liturgie*, hg. v. Eberhard Amon / Benedikt Kranemann, Trier 2013 [im Druck].

Eine Rolle spielt dabei, wie sich sonntägliche Eucharistie und Wort-Gottes-Feier zueinander verhalten. Sollen die Gläubigen einen längeren Weg auf sich nehmen, um an der Eucharistie teilnehmen zu können, oder soll die liturgische Versammlung vor Ort gestärkt werden, dann in der Form eines Wortgottesdienstes? Die Diskussionen darüber werden nicht ohne Grund auch als gegen die Leitung von Gottesdiensten durch Laien gerichtet verstanden. Wo die einen mit Blick auf das Priesteramt das Verhältnis von Amt und beauftragtem Dienst gefährdet sehen, befürchten andere, dass das Engagement von Laien beschnitten werden soll.<sup>39</sup> Offensichtlich werden in den letzten Jahren diese Wort-Gottes-Feiern in einigen Diözesen zurückgedrängt, obwohl zeitgleich im Auftrag der Bischöfe Werkbücher für diese Gottesdienste veröffentlicht worden sind.<sup>40</sup> Solche widersprüchlichen Tendenzen lassen sich in einer Kirche, die sichtlich im Wandel begriffen ist, immer wieder beobachten.

### 3.3. Spannung zwischen Zentralismus und ortskirchlichem Prinzip am Beispiel liturgischer Bücher

Am Beispiel neuer Übersetzungen und der Revisionen liturgischer Bücher lässt sich ein weiteres Diskussionsfeld beschreiben: das Verhältnis von Ortskirche und „Rom“, was in liturgischer Hinsicht zumeist die römische Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung meint. Durch das Konzil sind die beiderseitigen Kompetenzen neu geordnet worden. Nach SC 22,1 liegt das Recht, die Liturgie zu ordnen, „beim Apostolischen Stuhl und nach Maßgabe des Rechtes beim Bischof.“ Auch den „Bischöfsvereinigungen“ wird „innerhalb festgelegter Grenzen“ eine solche Kompetenz zugesprochen (SC 22,2). Die Liturgiekonstitution kommt wiederholt auf solche Ordnungsrechte zu sprechen,<sup>41</sup> so etwa hinsichtlich der Sprache der Liturgie. Allerdings hat es schon während des Konzils wegen der Zuweisung von Kompetenzen an Bischöfe und Bischofskonferenzen Differenzen mit der römischen Kurie gegeben, die angehalten haben und die Diskussion um Fragen der Liturgie immer wieder neu belasten.<sup>42</sup> Um es noch einmal am Beispiel der Sprache zu erläutern:<sup>43</sup> Zehn Jahre nach Verabschiedung von Sacrosanctum Concilium wurde die Zuständigkeit für Übersetzungen weitreichend geändert: „Der Papst behält sich die Vollmacht vor, alle volkssprachlichen

39 Zu den grundlegenden Fragen vgl. Klöckener, Martin / Richter, Klemens (Hg.): Wie weit trägt das gemeinsame Priestertum? Liturgischer Leitungsdienst zwischen Ordination und Beauftragung (Quaestiones Disputatae 171), 2. Aufl., Freiburg/Br. [u.a.] 1998.

40 Vgl. u.a. Wort-Gottes-Feier. Werkbuch für die Sonn- und Festtage. Herausgegeben von den Liturgischen Instituten Deutschlands und Österreichs im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, der Österreichischen Bischofskonferenz und des Erzbischofs von Luxemburg, Trier 2004; Versammelt in Seinem Namen. Tagzeitenliturgie – Wort-Gottes-Feier – Andachten an Wochentagen. Werkbuch. Hg. von den Liturgischen Instituten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, der Österreichischen Bischofskonferenz, der Schweizer Bischofskonferenz und des Erzbischofs von Luxemburg, Trier 2008.

41 Vgl. die Übersicht bei Kaczynski, Sacrosanctum Concilium (wie Anm. 18), 88.

42 Vgl. Marini, Piero: A Challenging Reform. Realizing the Vision of the Liturgical Renewal, 1963-1975. Ed. by Mark R. Francis / John R. Page / Keith F. Pecklers, Collegeville Minn. 2007.

43 Das Folgende in Anlehnung an Kaczynski, Sacrosanctum Concilium (wie Anm. 18), 111f.

Übersetzungen der sakramentalen Worte direkt zu approbieren.“<sup>44</sup> Das bezog sich auf die europäischen Sprachen und stellte eine erhebliche Einschränkung gegenüber der Formulierung des Konzils dar. Noch einmal zehn Jahre später wurde mit dem neuen Codex iuris canonici die Rechtslage wiederum verändert. So heißt es 1983 in CIC 838: „Sache des Apostolischen Stuhles ist es, die heilige Liturgie der ganzen Kirche zu ordnen, die liturgischen Bücher herauszugeben und ihre Übersetzungen in die Volkssprachen zu überprüfen sowie darüber zu wachen, daß die liturgischen Ordnungen überall getreu eingehalten werden.“ (§ 2) Der Codex fährt dann fort: „Die Bischofskonferenzen haben die Übersetzungen der liturgischen Bücher in die Volkssprachen zu besorgen und sie dabei innerhalb der in diesen liturgischen Büchern festgelegten Grenzen in angemessener Weise ihren Verhältnissen anzupassen; diese Übersetzungen haben sie nach vorgängiger Überprüfung durch den Heiligen Stuhl herauszugeben.“ (§ 3) Es ist also eine zunehmende Begrenzung ortskirchlicher Rechte zu beobachten. „Liturgiam authenticam“ hat die Aussagen des CIC nicht nur noch einmal eingeschränkt, sondern auch verschärft, indem beispielsweise auf Arbeitsweisen und Zusammensetzungen von Kommissionen, die Übersetzungen vornehmen, Einfluss genommen wird. Das hat Spannungen in der Kirche verstärkt und wirft immer neu die Frage nach ihrem Selbstverständnis auf. Auf der einen Seite steht das Bemühen um die Einheit der Kirche, auf der anderen das Ringen um „Inkulturation“, also um das sich gegenseitige Durchdringen von Liturgie und jeweiliger Kultur. Kompetenz etwa für Sprache in der Liturgie, Kenntnisse, um über die Feier des Glaubens und die Verkündigung des Evangeliums in einer bestimmten Kultur entscheiden zu können, sind in den einzelnen Ortskirchen vorhanden. Von einem austarierten Verhältnis zwischen Ortskirchen und „Rom“ kann derzeit nicht gesprochen werden. Um liturgische Texte und revidierte liturgische Bücher gibt es in der Weltkirche ein heftiges Ringen zwischen den beteiligten Instanzen.

### 3.4. Die Auseinandersetzungen um die „alte Messe“

Für erhebliche Diskussionen in der katholischen Kirche hat das rechtlich bindende Motu proprio „Summorum Pontificum“ von Papst Benedikt XVI. gesorgt. Seit 2007 ist das Missale Romanum von 1962 und sind weitere vorkonziliare liturgische Bücher in der Liturgie wieder zugelassen. Neben der „ordentlichen Form“ der Liturgie, die der nachkonziliaren Ordnung der Liturgie folgt, gibt es nun eine „außerordentliche Form“. Beide Formen sollen Ausdruck des einen römischen Ritus sein: „Diese zwei Ausdrucksformen der ‚Lex orandi‘ der Kirche werden aber keineswegs zu einer Spaltung der ‚Lex credendi‘ der Kirche führen; denn sie sind zwei Anwendungsformen des einen römischen Ritus.“<sup>45</sup> Die Wiedermöglichkeit des Ritus – die Diskussion, ob der Ge-

44 Klöckener / Rennings (Hg.): Dokumente zur Erneuerung der Liturgie (wie Anm. 19), Nr. 3111.

45 Papst Benedikt XVI.: Apostolisches Schreiben Summorum Pontificum. Brief des Heiligen Vaters an die Bischöfe anlässlich der Publikation. 7. Juli 2007. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 178), Bonn 2007, Art. 1. Am 28. September 2007 hat die Deutsche Bischofskonferenz zu diesem Motu proprio „Leitlinien für die deutschen Diözesen“ veröffentlicht. Die päpstliche Kommission Ecclesia Dei hat 2011 mit der Instruktion „Universae Ecclesiae“ Ausführungsbestimmungen zum Motu proprio erlassen.

brauch des vorkonziliaren Missale je verboten gewesen ist oder nicht, soll hier nicht nachgezeichnet werden<sup>46</sup> – verfolgt „eine innere Versöhnung in der Kirche“ und die Einheit der Kirche.<sup>47</sup> Sie ordnet sich in einen längeren Gesprächsprozess ein, mit dem die von Rom getrennten Pius-Brüder wieder in die katholische Kirche integriert werden sollten. Diese Gespräche sind aber bislang nicht zu einem Ziel gekommen.

Die Auseinandersetzung um „*Summorum Pontificum*“ entzündete sich an verschiedenen Streitpunkten. Die Theologie des vorkonziliaren Missale Romanum entspricht in vielen Punkten nicht heutiger katholischer (Liturgie)Theologie. Man kann das mit Blick auf die Bedeutung der Schrift in der Liturgie, Aspekte der Opfertheologie, den Einbezug der Gemeinde in den Gottesdienst u.a.m. zeigen. Diskutiert wurde das besonders mit Blick auf den sensiblen Punkt der Karfreitagsfürbitte für die Juden. Um eine erneuerte Israel-Theologie ist seit Mitte des 20. Jahrhunderts in der katholischen Kirche gerungen worden.<sup>48</sup> Die theologische Erneuerung schlug sich in vielen symbolischen Handlungen von Papst Johannes Paul II. nieder. So gab es heftige Proteste, als mit dem vorkonziliaren Missale nun auch die alte Karfreitagsfürbitte wieder verwendet werden durfte. Daraufhin hat Papst Benedikt XVI. eine neue, wiederum nicht unumstrittene Fürbitte für die Verwendung im außerordentlichen Ritus formuliert.<sup>49</sup>

Allerdings wurde übersehen, dass auch andere Fürbitten des alten Missale heutiger katholischer Auffassung deutlich widersprechen, so etwa die Fürbitte „*Pro unitate Ecclesiae*“, die im Missale Romanum von 1962 mit den Worten eröffnet wird „*Oremus et pro haereticis et schismaticis*“;<sup>50</sup> im Missale Romanum von 1970 unter der Überschrift „*Pro unitate Christianorum*“ aber mit einer theologisch deutlich anders gewichtenden Formulierung einsetzt: „*Oremus et pro univ[er]s[is] fratrib[us] in Christum credentib[us]*“.<sup>51</sup> Auch dürfen die generellen liturgietheologischen Unterschiede etwa zwischen Äußerungen in Publikationen der Pius-Bruderschaft sowie der Liturgiekonstitution und nachkonziliaren liturgischen Büchern und Dokumenten nicht übersehen werden. Die zentrale Theologie des Pascha-Mysteriums kommt in einer 2001 an Papst Johannes Paul II. gerichteten Programmschrift der Bruderschaft nicht in den Blick, stattdessen

46 Dazu eine sehr klare Darstellung bei Klöckener, *Martin*: Wie Liturgie verstehen? Anfragen an das *Motu proprio* „*Summorum Pontificum*“ Papst Benedikts XVI, in: *Archiv für Liturgiewissenschaft* 50 (2008), 268-305, hier 294f.

47 Brief des Heiligen Vaters Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe anlässlich der Publikation des Apostolischen Schreibens *Motu proprio Summorum Pontificum* über die römische Liturgie in ihrer Gestalt vor der 1970 durchgeführten Reform, in: Papst Benedikt XVI., *Apostolisches Schreiben Summorum Pontificum* (wie Anm. 45), 21-27, hier 25.

48 Vgl. *Kranemann, Daniela*: *Israelitica dignitas?* Studien zur Israeltheologie eucharistischer Hochgebete (*Münsteraner Theologische Abhandlungen* 66), Altenberge 2001.

49 Zur Diskussion und den einzelnen Textfassungen vgl. *Homolka, Walter / Zenger, Erich* (Hg.): „damit sie Jesus Christus erkennen“. Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden (*Theologie kontrovers*), Freiburg/Br. [u.a.] 2008.

50 Vgl. *Missale Romanum. Anno 1962 promulgatum. Reimpresso, introductione aucta curantibus Cuthbert Johnson / Anthony Ward* (*Bibliotheca „Ephemerides liturgicae“ Subsidia. Instrumenta Liturgica Quarreriensia. Supplementa* 2), Roma 1994, 173.

51 *Missale Romanum ... Editio typica*, Roma 1970, 254. Vgl. *Kranemann, Benedikt*: Liturgie im Widerspruch. Anfragen und Beobachtungen zum *Motu proprio* „*Summorum Pontificum*“, in: *Albert Gerhards* (Hg.), *Ein Ritus – zwei Formen. Die Richtlinie Papst Benedikts XVI. zur Liturgie* (*Theologie kontrovers*), Freiburg/Br. [u.a.] 2008, 50-66, hier 53.

wird allein das Kreuzesopfer in den Vordergrund gerückt. Der Begriff „Mysterium“ wird zugunsten des Sakraments als Gnadenmittel zurückgestellt.<sup>52</sup>

Schließlich bleiben als erhebliches Problem die Unterschiede zwischen beiden Riten in der Leseordnung, der Gebetsordnung – erwähnt seien nur die *Oratio fidelium*, das Fürbittgebet, und die verschiedenen Hochgebete, die das vorkonziliare Messbuch nicht kennt –, der Gemeindepartizipation etc.

Was auf den ersten Blick wie ein Streit um Quisquilien aussehen mag, trägt jenseits der Frage, wie sehr das *Motu proprio* die Praxis von Gemeinden berührt, erhebliche theologische Schwierigkeiten ein, deren langfristige Folgen noch gar nicht abzuschätzen sind.

### 3.5. Pluralität der Liturgie – neue Feierformen

Die Liturgie in der katholischen Kirche bleibt in Bewegung. Der Blick allein auf die Geschehnisse der liturgischen Bücher verstellt den Blick auf die tatsächliche Vielfalt in der Praxis, die durch kirchliche Instanzen durchaus gefördert wird. Neben vielen anderen Gottesdienstfeiern – Unterschiedliches wie die Gottesdienste der Weltjugendtage, der Nacht- und Anbetungsgottesdienst „Nightfever“,<sup>53</sup> Gottesdienste in der Notfallseelsorge und nach Großkatastrophen<sup>54</sup> wäre zu nennen – haben in den letzten Jahren einige Feiern, die in der ostdeutschen Diaspora entstanden sind, Aufmerksamkeit gefunden. Neben einem Weihnachtslob, einem Wortgottesdienst, der sich an Fernstehende und Nichtchristen richtet, einer ökumenischen Segnungsfeier von Paaren am Valentinstag, einem Totengedenken an jedem ersten Freitag im Monat, das offen ist auch für Nichtchristen, einem Kosmas- und Damian-Gottesdienst für Kranke und ihre Helfer ist besonders die Lebenswendefeier zu nennen.<sup>55</sup> Alle diese Gottesdienste sind in Erfurt entstanden, einige davon sind weit über Thüringen hinaus rezipiert worden. Letzteres gilt für die an einem katholischen Gymnasium in Erfurt entwickelte Lebenswendefeier. Sie ist ein Alternativangebot zur Jugendweihe und richtet sich ausschließlich an ungetaufte Jugendliche. Diese begehen nach einer längeren gemeinsamen Vorbereitung in

52 Vgl. *Kranemann, Benedikt*: Die Theologie des Pascha-Mysteriums im Widerspruch. Bemerkungen zur traditionalistischen Kritik katholischer Liturgietheologie, in: *Peter Hünermann* (Hg.), *Exkommunikation oder Kommunikation? Der Weg der Kirche nach dem II. Vatikanum und die Pius-Brüder* (Quaestiones Disputatae 236), Freiburg/Br. [u.a.] 2009, 123-151, aber auch die anderen Beiträge im Sammelband.

53 Vgl. *Hoffmann, Stefan*: Missionarisch Kirche sein. Die bleibende Aktualität des kirchlichen Missionsauftrags und seine zeitgemäße Verwirklichung am Beispiel von Nightfever. Masch.schriftl. Dipl.arbeit, Kath.-Theol. Fakultät der Universität Bonn, Bonn 2008; *Sellmann, Matthias*: Gott ist jung! Kirche auch? Trends und Projekte in jugendpastoraler Theorie und Praxis, in: *Stimmen der Zeit* 228 (2010), 435-448.

54 Aus katholischer liturgiewissenschaftlicher Perspektive liegen kaum Studien vor; vgl. *Böntert, Stefan*: Orientierung im Chaos und Aufbruch in die Hoffnung. Liturgiewissenschaftliche Aspekte zu Ritualen in der Notfallseelsorge, in: *Böntert* (Hg.), *Objektive Feier und subjektiver Glaube?* (wie Anm. 30), 223-251.

55 Vgl. *Kranemann, Benedikt*: Rituale in Diasporasituationen. Neue Formen kirchlichen Handelns in säkularer Gesellschaft, in: *Böntert* (Hg.), *Objektive Feier und subjektiver Glaube?* (wie Anm. 30), 253-273; *Informationen und Texte zu den einzelnen Feiern bei Hauke, Reinhard*: Herzlich eingeladen zum Fest des Glaubens ... Projekte für Christen und Nicht-Christen, Leipzig 2009; generell zu solchen Feiern: *Brüske, Gunda*: Offene Türen: Feiern mit Menschen auf der Suche nach Gott. Eine Arbeitshilfe zu niederschweligen Gottesdiensten, Freiburg (Schweiz) 2010.

einem Kirchenraum oder jedenfalls im kirchlichen Umfeld ihr Erwachsenwerden. Die Feiern sind in Text und Zeichen ganz auf die Situation der Jugendlichen abgestimmt, sind einerseits offen für ihre Weltsicht und Weltanschauung, bringen andererseits das christliche Bekenntnis deutlich zur Sprache. Sie werden mancherorts mit sehr großen Gruppen von Jugendlichen und ihren Angehörigen gefeiert. Solche Feiern, die gerade in Diasporasituationen wie in Ostdeutschland zukünftig häufiger begegnen werden, bringen ein neues Selbstverständnis von Kirche zum Ausdruck, sei es von Bistumsleitungen, sei es von einzelnen Pfarreien oder kirchlichen Gruppen: Nicht allein eine kleiner werdende Kerngemeinde steht im Mittelpunkt des Interesses, sondern Menschen mit ganz unterschiedlichen Beziehungen zur Kirche und zum Glauben. Auf den Pluralismus in einer religiös-weltanschaulichen Gesellschaft reagiert die Kirche auch mit neuen Ritualen.<sup>56</sup> Wo auf der einen Seite der Eindruck entstehen muss, das Bemühen um die Liturgie werde aufgrund neuer liturgierechtlicher Verhältnisse immer schwieriger, entstehen auf der anderen Seite neue Formen der Liturgie, die die liturgiewissenschaftliche Reflexion verdienen.

#### 4. Liturgie im innerkirchlichen Spannungsgefüge

Es könnten weitere Diskussionsfelder genannt werden. Sie betreffen die Gestaltung von Kirchenräumen und die für unterschiedliche Situationen angemessene Raumgestalt. Immer wieder wird die Ästhetik der Liturgie, werden Feier- und Teilnahmekompetenzen zum Thema. Über die notwendige liturgische Bildung wie neue Wege von Fortbildung der für die Liturgie Verantwortlichen wird diskutiert. Über angemessene Weisen ökumenischen Gottesdienstes wird debattiert, aber auch über Probleme und Chancen interreligiöser Gottesdienste. Im Letzten lassen sich all diese Diskussionen auf einige Grundprobleme zurückführen, die sich schlaglichtartig so benennen lassen:

- Die Krise der katholischen Kirche in Deutschland belastet die Liturgie. Unterschiedliche Vorstellungen, was Kirche ist und was ihre Aufgaben sind, folglich unterschiedliche Kirchenbilder stehen neben, aber auch gegeneinander. Ob und wie man Kirche als „Volk Gottes“ oder als „Leib Christi“ versteht, wie das Verhältnis von kirchlicher Hierarchie und Gläubigen, von Priestern und Laien sich gestaltet, hat rasch Auswirkungen auf die Liturgie, ihr Verständnis und ihre Praxis.
- Zweifellos hat sich seit den 1960er Jahren das Glaubensleben in der katholischen Kirche verändert. Vertrautheit mit kirchlichen Traditionen und Glaubensaussagen ist vielerorts geschwunden, gleiches gilt für die gottesdienstliche Praxis. Eine selbstverständliche Verwurzelung im Glauben, die beispielsweise die Liturgiekonstitution für die Feier der Gottesdienste voraussetzt, ist ohne weiteres nicht mehr gegeben. Glaubensbildung durch Liturgiefeier kann dort,

<sup>56</sup> Vgl. dazu *Kranemann, Benedikt*: Christliche Feiern des Glaubens und religiöser Pluralismus in der modernen Gesellschaft, in: *Liturgisches Jahrbuch* 56 (2006), 181-201; *ders.*: Liturgie in pluraler Gesellschaft. Eine Relecture von Sacrosanctum Concilium, in: *Theologie und Glauben* 102 (2012), 526-545, hier 543.

wo liturgische Praxis nicht oder nur unregelmäßig gegeben ist, nicht oder immer weniger vorausgesetzt werden. Die Krisenphänomene von Kirchen- und Glaubenspraxis wirken sich deutlich in der Liturgie aus.

- Das Verhältnis von Liturgie und Moderne ist in der Diskussion. Wie sich der Gottesdienst der Kirche zu welcher Moderne verhalten soll,<sup>57</sup> wie bereits in der Liturgiekonstitution angelegte Vorstellungen von Inkulturation funktionieren können, wieviel Einheit bzw. Einheitlichkeit oder Pluralität die Liturgie braucht und verträgt, ist umstritten. Damit hängen wiederum Fragen der eigenen Identität zusammen, aber auch Entscheidungen über Freiheit und Ordnung in der Liturgie.<sup>58</sup> Die Tatsache, dass Liturgie heute in einem kulturell sehr vielfältigen Umfeld gefeiert wird, und die theologischen wie praktischen Konsequenzen daraus für den Gottesdienst sind noch nicht hinreichend diskutiert.
- Es stehen deutlich unterschiedliche Rezeptionen des Konzils nebeneinander, mit denen wiederum verschiedene Bilder der Erneuerung von Liturgie und Kirche verbunden sind. Dafür stehen Schlagworte wie „Hermeneutik des Bruchs“, des „organischen Wachstums“ oder der „Reform“.<sup>59</sup> Letztlich handelt es sich um recht künstliche Begriffe, die dem liturgischen Leben als einem kulturellen Geschehen nicht wirklich gerecht werden. Dafür offenbaren sich in ihnen Differenzen, was das Konzil bedeutet hat, wie es sich in die Kirchen- und Liturgiegeschichte einordnet und welche Handlungsspielräume der Kirche mit Blick auf den Gottesdienst für die Zukunft eingeräumt werden bzw. die Kirche sich selbst einräumt.

Die Diskussionen, die in den letzten Jahren um die Liturgie entbrannt sind, haben nicht allein im Gottesdienst der Kirche ihren Grund, sondern in tieferliegenden Ursachen. In einer Kirche, die die Liturgie als für sich zentrales Tun versteht (vgl. SC 10), ist die Liturgie gleichsam ein Seismograph für das sonstige kirchliche Leben. Hier zeigen sich Spannungen, deren Anlass häufig andernorts zu suchen ist, hier werden aber auch Energien, die Neues in Gang bringen können, früher deutlich sichtbar. So ist der Eindruck von katholischer Liturgie und Kirche heute ambivalent. Manche Auseinandersetzungen um die Revision liturgischer Bücher, die Sprache des Gottesdienstes, Formen der Teilnahme und Leitung der Liturgie müssen nachdenklich stimmen. Dies gilt insbesondere dann, wenn man sie über einen längeren Zeitraum verfolgt und die Dynamik erkennen kann, die solche Prozesse erhalten. Andererseits ist das Engagement für den Gottesdienst und seine Qualität in vielen Gemeinden sehr groß und gibt es viele Aufbrüche, auch jenseits der in den liturgischen Büchern geregelten Liturgie. Es lassen sich Modelle finden, wie sich die Kirche mit Liturgie und anderen Feierformen gläubig auf die Herausforderungen und Chancen der Moderne einlässt. Dazu werden

57 Vgl. generell zu diesem Themenfeld *Pecklers, Keith F.* (Hg.): *Liturgy in a postmodern world*, London 2003.

58 Vgl. *Klößener, Martin*: Tradition, Form und Ordnung versus Aktualitätsbezug, Kreativität und Experiment. Zu einer strittigen Gratwanderung in der Liturgie, in: *Michael Durst / Hans J. Münk* (Hg.), *Zwischen Tradition und Postmoderne. Die Liturgiewissenschaft vor neuen Herausforderungen* (Theologische Berichte 33), Freiburg (Schweiz) 2010, 29-62.

59 Vgl. dazu *Klößener*, *Wie Liturgie verstehen?* (wie Anm. 46), 285-294.



in den nächsten Jahren viele theologische Nachjustierungen notwendig sein, wird über die Ästhetik vor allem neuer Feierformen des Glaubens zu diskutieren sein. Vielleicht gehören Spannungen, wie sie hier skizziert worden sind, zu einer Zeit des Wandels hinzu. Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils und seiner Vorgaben für die Liturgie scheint zumindest noch nicht abgeschlossen zu sein.<sup>60</sup>

---

60 Vgl. *Faggioli, Massimo: Vatican II. The battle for meaning*, New York / Mahwah 2012.

# Das „Prinzip Access“ oder Liturgie als Zugang

ALEXANDER REICHELT

## 1. Die Frage der Institution und das Prinzip „Access“

Inzwischen sind es Allgemeinplätze: Säkularisierung bedeutet nicht notwendigerweise das Verschwinden von Religion aus dem Alltag der Menschen, sondern den Rückgang der institutionalisierten Religion. Die Kirchenmitgliedszahlen nehmen in der Bundesrepublik Deutschland kontinuierlich ab, die Zahl der nicht kirchlich gebundenen Menschen steigt. Doch dies bedeutet nicht, dass die Menschen weniger religiös als früher sind – sie drücken diese Religiosität nur nicht mehr in einer traditionellen Kirchenbindung aus. In einem bemerkenswerten Beitrag<sup>1</sup> weist der Religionswissenschaftler Markus Hero darauf hin, dass hierbei oft von einer falschen Voraussetzung ausgegangen wird. In Anlehnung an Paul Heelas und Linda Woodhead<sup>2</sup> stellt er der abnehmenden Religiosität in Bezug auf überkommene Dogmen und durch sie konstituierte Gemeinschaften die zunehmende erfahrungsbetonte Spiritualität entgegen. Diese aber, so ist ihm wichtig, kommt nicht ohne ihre eigene Institutionalisierung aus. „Auch im Zeitalter der Spiritualität geht der Zusammenhang von Religion und Institution nicht verloren“<sup>3</sup>, so Hero, und er stellt die These auf, dass die Veränderungen der religiösen Landschaft „nur im Rahmen des konstitutiven Einflusses einer sich wandelnden religiösen Infrastruktur zu erklären sind.“<sup>4</sup>

Hero definiert „religiöse Institutionen“ in ihrer allgemeinen Form „als die von Menschen erdachten Beschränkungen religiöser Kommunikation“, die „regelgeleitete Handlungs- und Kommunikationszusammenhänge“ konstruieren und dadurch schaffen.<sup>5</sup> In diesem Sinne ist auch „das Aufkommen der zeitgenössischen Spiritualität an bestimmte institutionelle Ermöglichungsbedingungen gebunden.“<sup>6</sup> Aber: „Institutionalisierungsformen mit hoher Zeit- und Sozialbindung verlieren dabei an Bedeutung gegenüber solchen, die durch eine zeitliche und soziale Fragmentierung gekennzeichnet sind. Die neue Infrastruktur ermöglicht den *Umschlag von der Mitgliedschaftsbeziehung zum Access*: An die Stelle von Zugehörigkeitsbeziehungen treten Zugangsbeziehungen.“<sup>7</sup> Das Prinzip des Zugangs stellt Hero neben das traditionelle Prinzip der Zugehörigkeit: während letzteres ideelle Orientierung singularistisch bietet, ermöglicht ersteres Plu-

1 Hero, Markus: Das Prinzip „Access“. Zur institutionellen Infrastruktur zeitgenössischer Spiritualität, in: ZfR 17/2009, 189-211.

2 Vgl. Heelas, Paul, Woodhead, Linda: The Spiritual Revolution. Why Religion is Giving Way to Spirituality, London 2005.

3 Hero, Access, 191.

4 Ebd. 190.

5 Vgl. ebd. 194.

6 Ebd. 195.

7 Ebd.

ralität. Während das Prinzip der Zugehörigkeit dauerhafte Bindung erfordert, besteht das „Access-Prinzip“ aus episodenförmigen, kurzfristigen Kontakten. Und während das Prinzip der Zugehörigkeit lokale Gebunden- und Geborgenheit im sozialen System einer Gemeinde oder Gemeinschaft fordert und fördert, bedeutet „Zugang“ eher ein Pilgern oder Switchen und bezieht sich dabei entweder auf das „Selbst“ oder auf flüchtige, punktuelle Gemeinschaft.<sup>8</sup> Institutionell ist die neue Spiritualität daher eher auf dem Markt des Religiösen als in traditionellen Organisationsformen zuhause. Ob „Beratung“, „Lifestyle“, „Karriere“ oder „Wellness“ – das Religiöse<sup>9</sup> hat unterschiedliche Bezugspunkte. Religiöse Kommunikation wird nicht mehr von geschlossenen, hierarchisch strukturierten Generatoren vermittelt, sondern unterschiedliche religiöse Bedürfnisse werden von unterschiedlichen Anbietern punktuell befriedigt. Diese Veränderungen sind eingebettet in gesamtgesellschaftliche Veränderungen. „Insofern stellt die Ebene der religiösen Infrastruktur die ‚strukturelle Koppelung‘ zwischen den gesamtgesellschaftlichen Umbrüchen und dem Aufkommen des spirituellen Wanderers dar.“<sup>10</sup> Indem die Menschen aber auch im Bereich der Religion das Prinzip „Access“ nutzen, verändern sich auch religiöse Identitäten: Die Organisationen, die „Zugehörigkeit“ vermitteln, bestimmen diese immer weniger. „Man ist nicht mehr in einem exklusiven Sinne ‚Christ‘, ‚Katholik‘ oder ‚Buddhist‘, – sondern ‚katholischer Zen Meister‘, man betreibt ‚christliche Astrologie‘ oder konzipiert Einführungen in ‚buddhistische Psychologie‘.“<sup>11</sup>

## 2. Kirchliche Verkündigung und das Prinzip „Access“

Kirchliche Institutionalisierung entspricht traditionell dem Prinzip der Zugehörigkeit: Exklusiv wird *ein Gott* von Christinnen und Christen verehrt, angestrebt wird eine lebenslange Bindung von der Kindertaufe bis zur kirchlichen Bestattung, mit persönlicher Bindung und der sozialen Orientierung an der Ortsgemeinde. Und doch gibt und gab es immer Bereiche der kirchlichen Arbeit, die eher dem Prinzip „Access“ nahekommen und nicht notwendigerweise dem klassischen Prinzip der Zugehörigkeit. Der ganze Bereich der Diakonie ist nach dem Prinzip „Access“ strukturiert: Diakonisches Handeln aus dem christlichen Glauben heraus wird allen angeboten. Dieses Angebot kann kurzfristig oder längerfristig angenommen werden – es richtet sich an den Bedarf und die Bedürfnisse derer, die Hilfe brauchen. Wer dort Hilfe in Anspruch nimmt, muss dies nicht tun, indem er sich an der Gemeinde orientiert – er orientiert sich an seiner Gesundheit. Die Motivation des Patienten, diakonische Dienste in Anspruch zu nehmen, kann völlig unabhängig von seiner weltanschaulichen Überzeugung sein. Ähnlich könnte der kirchliche Bereich der Erwachsenenbildung in Verbindung mit dem Prinzip „Access“ beschrieben werden. Auch kirchliche Erwachsenenbildung geschieht auf der Grundlage des christlichen Glaubens, der Zugang kann jedoch aus vielfälti-

8 Vgl. ebd., 205.

9 Ebd. 207.

10 Ebd. 211.

11 Ebd.

ger Motivation geschehen, der Kontakt eines Kunden zum Erwachsenenbildungswerk kann kurzfristig und episodenförmig sein, die soziale Bindung ist dementsprechend flüchtig und auch die örtliche Orientierung des Kunden ist nicht auf Langfristigkeit ausgelegt. Markus Hero weist darauf hin, dass sich „im Umfeld der christlichen Großkirchen erst in jüngster Zeit Optionen auf individuell bestimmbare Aneignungs- und Vermittlungsformen des Religiösen“ ergeben haben<sup>12</sup>: „Neben den kirchlich getragenen Weiterbildungsprogrammen ist es mittlerweile vor allem das Modell der ‚City Pastoral‘ bzw. der ‚City Kirche‘, in welchem neue zeitliche und inhaltliche Aneignungsformen des Religiösen ausprobiert werden.“<sup>13</sup> Ebenso erwähnt er kirchliche Großereignisse wie Kirchentage oder Weltjugendtage – doch handelt es sich bei all diesen Phänomenen seiner Meinung nach um „institutionelle Ergänzungsmaßnahmen“.<sup>14</sup> Letzteres gilt m.E. nicht für die Angebote der Diakonie, die konstitutiv für Kirche ist. Auch Sondergottesdienste wie „Bikergottesdienste“, Gottesdienste für besondere gesellschaftliche Gruppen oder Gottesdienste in der Tourismusseelsorge bewegen sich im Bereich des „Access“-Prinzips: Menschen, die zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe gehören, können hier am religiösen Erleben partizipieren, ohne sich langfristig inhaltlich oder sozial binden zu müssen.

Selbst der traditionelle Gottesdienst kann unter der Prämisse des Prinzips „Access“ angeboten und gefeiert werden. „Leuchtturmkirchen“ mit hohem liturgischem und musikalischem Standard wie der Berliner Dom oder die Dresdner Frauenkirche auf evangelischer Seite und große Kathedalkirchen auf römisch-katholischer Seite ziehen auch solche Menschen an, die sonst wenig kirchlich sozialisiert sind und bieten ihnen „Access“: Mit nicht kirchlich-dogmatisch bestimmter Glaubenshaltung einen kurzfristigen Kontakt auf der religiösen Wanderschaft mit nur punktueller Gemeinschaft zu den anderen Adepten.

### 3. Kirchliche Versuche, mit dem „Access-Prinzip“ umzugehen

Das „Access-Prinzip“ stellt kirchliche institutionelle Wirklichkeit in Frage, gerade in einer Zeit, in der Religion zu Religiosität mutiert. Sebastian Murken erläutert: „Die mit der Moderne einhergehende ‚Selbstermächtigung‘ des Subjekts bringt die Freiheit und die Verpflichtung mit sich, Verantwortung für das eigene Seelenheil im Hier und Heute zu übernehmen.“<sup>15</sup> Das bedeutet: „Es gibt nicht mehr ‚den‘ Glauben für alle gleichermaßen, sondern je nach individuellen Dispositionen und Erfahrungen wird Spiritualität unterschiedlich konzeptualisiert, genutzt und erfahren.“<sup>16</sup> Heelas und Woodhead beschreiben diese „Selbstermächtigung“ im Vergleich von traditioneller kirchlicher und „neuer“ Spiritualität, indem sie feststellen, dass der kirchliche Bereich und das holistische Milieu zwei getrennte und unterschiedliche Welten seien.

12 Ebd. 199.

13 Ebd.

14 Ebd. 200.

15 *Murken, Sebastian*: Mein Wille geschehe. Religionspsychologische Überlegungen zum Verhältnis von Religion und Wunscherfüllung, in: ZfR 17/2009, 165-187, 184f.

16 Ebd. 185.

„The one emphasizes life-as and the normativization of subjectivities, the other subjective-life and the sacralization of unique subjectivities. In the former, self-understanding, change, the true life, is sought by heeding and conforming to a source of significance which ultimately transcends the life of this world; in the latter, self-understanding, change, the true life, is sought by seeking out, experiencing and expressing a source of significance which lies within the process of life itself.“<sup>17</sup>

Im Gottesdienstleben versucht die Kirche immer wieder auf diese Entwicklung zu reagieren. Gottesdienst wird spezialisiert, und von Anfang an werden die Menschen an diese Spezialisierung gewöhnt: Es gibt Mutter-Kind-Gottesdienste, Kleinkindgottesdienste, Kindergottesdienste, Jugendgottesdienste, Spezialgottesdienste für junge Erwachsene, außerdem noch Sondergottesdienste für diverse Sonderinteressensgruppen. Diese Gottesdienste werden manchmal mehr, manchmal weniger angenommen. Sie benötigen ein hohes Maß an Arbeitsaufwand und kreativer Energie. Diese ist von Anfang an auf einen kleinen Ausschnitt von möglicherweise Interessierten gerichtet. Die Kirche versucht mit gottesdienstlichem Angebot der „Access-Generation“ nachzukommen: Durch einen kurzfristigen Kontakt kann sich die interessierte Person, indem sie sich ins Gemeindeleben „einswitcht“, punktuell das holen, was sie in ihrer Lebenssituation braucht. So ist jedenfalls die Idee.

Jedoch übersieht der Versuch den unterschiedlichen spirituellen Ansatz der beiden „Religionstypen“. Während der traditionell kirchlich gebundene Religionstyp die Transzendenz außerhalb seiner selbst und jenseits „dieser Welt“ sucht, findet der „Access-Typ“ diese Transzendenz eher im eigenen Selbst und in der Immanenz. Dieser inhaltliche dogmatische Unterschied wird aber im maßgeschneiderten Spezialgottesdienst nicht geringer. Im Gegenteil, er bricht hier möglicherweise offener auf, da der Spezialgottesdienst oft eine größere aktive Partizipation der Teilnehmerinnen und Teilnehmer erfordert. Auch der Gemeinschaftsaspekt ist oft stärker betont – im Gegensatz zum „Access-Typ“, der punktuell und flüchtig Gemeinschaft sucht, ist der Gemeinschaftsaspekt bei Gottesdiensten in alternativer Form oft besonders wichtig. „Während beim Sonntagsgottesdienst betont wurde, dass man sich wohler fühlt, wenn die Kirche voll ist, bekommen hier der vertraute Kreis, die Gruppe, das gemeinsame Interesse oder die homogene Altersschichtung ein hohes Gewicht. Man fühlt sich nicht anonym. Es wird geschätzt, dass viele etwas für ihren Gottesdienst tun.“<sup>18</sup>

Das heißt: Der moderne „Access-Typ“ wird auch in Spezialgottesdiensten nicht die offenen und unverbindlichen Möglichkeiten zum „Andocken“ finden, die seiner Spiritualität entsprechen.

17 Heelas, *Spiritual Revolution*, 31 („Die eine betont das ‚Leben als‘ und die Normativierung der Subjekte, die andere das subjektive Leben und die Heiligung einmaliger Subjektivitäten. Im ersteren wird Selbsterkenntnis, Veränderung, wahres Leben, gesucht, indem auf eine signifikante Quelle geachtet wird und man sich ihr anpasst, was letztlich das Leben dieser Welt verändert; im letzteren wird Selbsterkenntnis, Veränderung, wahres Leben, gesucht, indem man sich eine signifikante Quelle aussucht, ausprobiert und ausdrückt, die im Prozess des eigenen Lebens liegt.“ Übersetzung: Reichelt).

18 Kerner, *Hanns: Der Gottesdienst. Wahrnehmungen aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften in Bayern*, Gottesdienstinstitut der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Nürnberg, o.J. [2007], 32.

#### 4. Der traditionelle Gottesdienst und das „Access-Prinzip“

So ist möglicherweise gerade der traditionelle, liturgische Gottesdienst der Ort, der modernen und kirchlich weniger gebundenen Menschen in seiner Spiritualität entspricht. Deutlich wird dies vielleicht bei den Festgottesdiensten, die in den Kirchen gefeiert werden. Das zeigt die Gottesdienststudie aus Bayern: „Sehr ausführlich und hoch emotional berichten die meisten Interviewten von Gottesdiensten an Festtagen. Dabei sind Nennungen wie Pfingsten oder das Reformationsfest weniger häufig, Karfreitag wird überhaupt nicht genannt. Vielmehr sind diejenigen Feste im Vordergrund, die Bestandteil des familiären oder individuellen Rituals sind, allen voran Weihnachten, dann Ostern, aber auch St. Martin.“<sup>19</sup> Menschen suchen hier einen kurzfristigen, episodenförmigen Kontakt, punktuelle Gemeinschaft, sie „switchen“ hinein in die kirchliche Tradition, die für sie ein Weg unter vielen in ihrem spirituellen Leben ist und an wichtigen Festen des Kirchenjahres seinen Platz hat. Und sie möchten, dass dieser Gottesdienst im vertrauten Rahmen und Ritual abläuft, sie wollen auf keinen Fall hier zu erhöhter Partizipation oder engerer Gemeinschaft gedrängt werden<sup>20</sup>.

Die Untersuchung in Bayern hat gezeigt: Evangelisch Getaufte stehen in einer überraschend großen Zahl dem Ritual „Gottesdienst“ positiv gegenüber, auch wenn sie diesen nur selten besuchen.<sup>21</sup> Aber wenn sie ihn besuchen, wünscht die Mehrheit der Befragten ein traditionelles, vielleicht aus der eigenen Konfirmandenzeit noch erinnertes Gottesdienstritual. Ein Befragter sagt: „Ich verstehe den Gottesdienst als gesamt und würdig, als Ritual, [...] wo ich auch ganz wild dahinter her bin, dass es auch dieses Ritual sein darf.“<sup>22</sup>

Kirchliche Tradition kann also auch vom modernen „Access-Prinzip“-Religionstyp durchaus die Form der Beteiligung sein, die diesem „Religionstypen“ am ehesten entspricht. Bei Kasualfeiern oder an Feiertagen, unter Umständen auch an einem normalen Sonntagmorgen, besteht die Möglichkeit, am Gottesdienstleben teilzunehmen – episodenhaft und auf flüchtige, punktuelle Gemeinschaft hin ausgedehnt. Der / die Teilnehmer(in) möchte sich nicht notwendigerweise in hohem Maß aktiv beteiligen, sondern sie finden einen Rückzugsraum, in dem sie eigenen Gedanken nachgehen können, die möglicherweise durch das Gottesdienstgeschehen angeregt werden. Die Predigt stellt einen Raum dar, „in dem die Hörenden ihren eigenen Gedanken nachgehen können. Nicht nur die Liturgie, für die dies ebenfalls beschrieben wird, stellt einen Raum der Ruhe, des Rückzugs und der eigenen Besinnung dar, sondern die Predigt bietet dies in anderer Weise an.“<sup>23</sup>

19 Ebd. 39f.

20 Vgl. ebd., 40, Fußnote 86: Prägnant drückt dies eine Frau aus: „Weihnachten ist etwas ganz Besonderes für mich, [...] da brauche ich dann einfach eine Predigt und da brauche ich die Weihnachtsgeschichte und da brauche ich dann auch das ‚O, du fröhliche‘ zum Schluss. Also wenn ich das nicht habe, [...] dann ist das für mich einfach kein Weihnachten.“

21 Vgl. ebd. 14.

22 Ebd. 14.

23 Kerner, Hanns: Die Predigt. Wahrnehmungen zum Gottesdienst aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften in Bayern, Gottesdienstinstitut der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Nürnberg, o.J. [2006], 29.

Die Struktur der Volkskirche und ihres traditionellen Gottesdienstangebotes kann also gerade auch in einer Zeit, in der religiöse Bindung abnimmt, eine Stärke auf dem Markt der Religion und Spiritualität sein, den Großkirchen nicht mehr beherrschen, aber auf dem sie ja durchaus präsent sind. Jan Hermelink stellt fest:

„Die kirchliche Organisation umfasst zahlreiche Handlungsformen, die offenbar die große Mehrheit ihrer Mitglieder, und auch der Konfessionslosen, zur Beteiligung motivieren können [...]. Zur kirchlichen Praxis gehört es, Differenzen in Weltsicht und Lebensstil zu *überbrücken*, nicht durch Harmonisierung normativer oder expressiver Differenzen, wohl aber – am Kasualgottesdienst ist dies besonders deutlich zu sehen – durch ein komplexes Ensemble von Ausdrucksdimensionen, das unterschiedliche Zugänge zu dem einen geistlichen Grund der Kirche ermöglicht.“<sup>24</sup>

Daraus ergibt sich eine besondere Chance der Volkskirche trotz sinkender Mitgliederzahlen und wachsendem Konkurrenzdruck auf dem Markt der Spiritualität und Religion gerade mit ihrem traditionellen „Kerngeschäft“, dem sonntäglichen Gottesdienst in hergebrachter liturgischer Form, ein sinnvolles Angebot im Sinne des Prinzips des Zugangs und weniger der Zugehörigkeit zu machen. Der Gottesdienst ist offen für alle – auch wenn seine Sprache und Form zunächst fremd erscheint. Doch diese Fremdheit ist auch ein Raum, in dem sich der religiöse Flaneur zurückziehen kann, ohne eine dauerhafte Bindung eingehen zu müssen. Hier findet er oder sie punktuelle Gemeinschaft, ohne die eigenen, pluralistischen Zugangswege zur Spiritualität aufgeben zu müssen. Denn: „Gerade die Lebensstil-Typen, die dem kirchlichen Leben eher distanziert gegenüber stehen, bevorzugen erkennbar *traditionelle* kirchliche Handlungsformen, namentlich die lebens- und jahreszyklische Gottesdienstfeier.“<sup>25</sup>

Spezialformen des kirchlichen und gottesdienstlichen Lebens sind von daher vor allem an die fest gebundenen kirchlichen Mitglieder gerichtet. Sie fordern alleine schon durch den hohen Grad an aktiver Beteiligung mehr als einen episodenförmigen Kontakt für den spirituellen Flaneur, sie setzen oft langfristige Gemeinschaft und implizit dauerhafte Bindung voraus.<sup>26</sup> Die klassische Gottesdienstfeier dagegen setzt auf innere Beteiligung. Diese gibt dem Teilnehmer oder der Teilnehmerin die Freiheit, sich innerlich ein- und auszuklinken, wie es für ihn oder sie passend erscheint und das „mitzunehmen“, was gerade individuell gesucht wird.

24 Hermelink, Jan: Die Vielfalt der Mitgliedschaftsverhältnisse und die prekären Chancen der kirchlichen Organisation. Ein praktisch-theologischer Ausblick, in: Wolfgang Huber, Johannes Friedrich, Peter Steinacker (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 417-435, 432.

25 Ebd.

26 Kerner, Der Gottesdienst, 32: „Während beim Sonntagsgottesdienst betont wurde, dass man sich wohler fühlt, wenn die Kirche voll ist, bekommen hier der vertraute Kreis, die Gruppe, das gemeinsame Interesse oder die homogene Altersschichtung ein hohes Gewicht. Man freut sich, dass man sich kennt und fühlt sich nicht anonym.“

## Zusammenfassung

Obwohl die Kirchen in Deutschland wie anderswo in der westlichen Welt weiterhin mit Säkularisierungsschüben werden umgehen müssen, findet Religiosität weiter statt, allerdings unter neuen institutionellen Bedingungen. Der Bochumer Religionswissenschaftler Markus Hero stellt deshalb dem klassischen institutionellen Prinzip der Zugehörigkeit das neue Prinzip des Zugangs („Access-Prinzip“) gegenüber. Dieses zeichnet sich durch pluralistische ideelle Orientierung, episodenförmigen Kontakt, eine örtliche Orientierung des Flanierens und des „Switchens“ und eine soziale Orientierung mit Bezug auf das eigene Selbst oder nur flüchtige und punktuelle Gemeinschaft aus.<sup>27</sup> Die Kirchen haben schon lange versucht, mit vielen Spezialangeboten auf den veränderten religiösen Markt zu reagieren. Doch jüngste Befragungen weisen darauf hin, dass zumindest im Bereich des Gottesdienstes die klassische liturgische Form dem Access-Prinzip näher steht als viele Spezialgottesdienste, die dem spirituellen Flaneur diese Freiheit auf Grund engerer Gemeinschaftsbindung und höherem aktivem Beteiligungsgrad nicht bieten können. Gottesdienste, vor allem an Fest- und Feiertagen, bieten dem spirituellen Flaneur die Möglichkeit, sich kurzfristig an der spirituellen Tankstelle zu holen, was er oder sie braucht. Wer substantielle Speise, „Brot des Lebens“, ausgeteilt bekommt, wird wieder kommen. Wenn die Volkskirche sich in ihrer volkskirchlichen Form ernst nimmt und als Kirche wahrnimmt, und nicht das Ideal in der Frei- oder Bekenntniskirche sieht, kann gerade sie auch im Traditionsbereich Angebote bieten, die „Access“-Religiosität heute sucht.

---

27 Vgl. Hero, Access, 205.



Lars Charbonnier / Konrad Merzyn /  
Peter Meyer (Hg.):

**Homiletik. Aktuelle Konzepte und ihre Umsetzung.**

Mit Beiträgen von Alexander Deeg, Wilhelm Gräb, Albrecht Grözinger, Hans-Günter Heimbrock, Jan Hermelink, Manfred Josuttis, Isolde Karle, Gerhard Marcel Martin, Michael Meyer-Blanck, Christian Möller, Martin Nicol, David Plüss, Uta Pohl-Patalong, Helmut Schwier und Birgit Weyel. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2012, 251 S., 19,99 €, ISBN 978-3-525-62003-8 / 978-3-647-62003-9 (E-Book)

Ein gutes Buch erkennt man zuallererst an einer guten Idee. Gute Ideen verdanken sich eigenständigen Beobachtungen und deren selbsttätiger Deutung und Weiterbildung zu Fragestellungen. So gesehen liegt mit dem angezeigten Titel ein gutes und anregendes Buch vor. Titel und Untertitel benennen präzise die Idee: Die Herausgeber, wissenschaftliche Mitarbeiter an Lehrstühlen für Praktische Theologie in Berlin, Göttingen und Frankfurt, haben 14 Vertreter der akademisch-homiletischen Zunft gebeten, ihre je individuellen, aber doch mit dem Anspruch auf Verallgemeinerungsfähigkeit vertretenen homiletischen Konzepte vorzustellen und im Spiegel einer ausgewählten Predigt eine mögliche Umsetzung zu skizzieren. Zugrunde liegt dieser Idee die Beobachtung, dass sich das Verhältnis von Theorie und Praxis auf dem Gebiet der Praktischen Theologie als ein dauerhaft prekäres erweist. Auf dem speziellen Gebiet der Homiletik lässt sich dieser Sachverhalt unter der Frage, was denn „der homiletische Reflexionsaufwand für die konkrete Predigt“ austrägt (9), detailliert nachzeichnen. Der Band versucht – unter der Voraussetzung, „dass die beste Theorie nicht automatisch die beste Predigt liefert – oder umgekehrt“ (14) – den „Brückenschlag“ (13) zwischen homiletischer Theorie und Praxis. Zu diesem Zweck wurde den beteiligten Praktischen Theologen ein vierteiliges Darstellungsschema vorgegeben: Der erste Schritt sollte „das essenzielle theoretische Inventar der homiletischen Konzeption“ (16) präsentieren, der zweite die Konsequenzen im Hinblick auf die Praxis der je individuellen Predigtvorbereitung reflektieren, dem sollte drittens ein konkretes Predigtbeispiel folgen. Abschließende Überlegungen sollten die für die Theorie und Praxis der Predigt vorgestellten

Überlegungen in ein grundsätzliches Verständnis von Wesen und Aufgabe der Praktischen Theologie einzeichnen.

Die Herausgeber präsentieren die unterschiedlichen Entwürfe in drei Gruppen: In einer ersten Gruppe fassen sie diejenigen Konzeptionen zusammen, die einen stärker „theologisch-normative[n]“ Zugriff auf die Bestimmung der Predigt aufweisen. Hier ordnen sie die Entwürfe von Isolde Karle, Christian Möller, Helmut Schwier, Martin Nicol / Alexander Deeg und Manfred Josuttis ein. Karles Predigtansatz verdankt sich der Verbindung von soziologischer Theorie und biblisch-dogmatischer Tradition, Möller vertritt das Konzept einer seelsorglich orientierten Homiletik, Schwier betont im Kontakt mit der Theorie von Ricœur den engen Bezug zwischen Exegese und Hermeneutik, Nicol / Deeg stellen das in den zurückliegenden Jahren breit rezipierte Programm einer „Dramaturgischen Homiletik“ vor und Josuttis arbeitet die energetische Dimension der Homiletik heraus. Der zweite Teil umfasst diejenigen Entwürfe, in welchem die verschiedenen Prozesse der Inszenierung von Predigt im Zentrum stehen: Gerhard Marcel Martins stellt das Programm einer für den Hörer offenen Predigt vor, David Plüss rückt die Performanz und damit die körperlichen und szenischen Aspekte der Predigtpraxis ins Zentrum, Michael Meyer-Blanck betont in semiotischer Perspektive die explizite Verbindung äußerer Zeichenhaftigkeit und innerer Evidenz sowie – als erwähnenswerte Ausnahme – die Verbindung von Predigt und Liturgie, für Albrecht Grözinger sind auch auf dem Gebiet der Homiletik ästhetische und religiöse Erfahrung eng miteinander verwoben, Uta Pohl-Patalong stellt das Projekt einer bibliologisch zu gestaltenden Predigt vor und Jan Hermelink macht die Theorie der mentalen Bilder für das Verständnis der homiletischen Situation fruchtbar. Im dritten Abschnitt finden sich diejenigen Ansätze, die „eine gesteigerte Wahrnehmung der religiösen Situation der Gegenwart zugrunde“ (17) legen: Günter Heimbrock, der für einen empirisch fundierten Blick auf Phänomene der „gelebten Religion“ auch im Hinblick auf die Predigt plädiert; Wilhelm Gräbs Konzept einer religionshermeneutisch kompetenten Homiletik und Birgit Weyels Verständnis der Predigt als „eine[r] überzeugungsinteressierte[n] Verständigungsbemühung über die Lebensbedeutsamkeit des Christentums in einer pluralen Gesellschaft“ (231).

Diese Dreiteilung fungiert für die Herausgeber als Maßgabe zur Strukturierung einer unübersichtlich gewordenen homiletischen Landschaft. Sie gehen davon aus, dass die Zeit früherer homiletischer Blockbildungen „zwischen der Konzentration auf die dogmatische Bestimmung der Predigt einerseits und ihrer Bedeutung als menschliche Rede andererseits“ (9) vorbei sei. Freilich – es mag gegenwärtig keine „Blockbildungen“ mehr geben, aber in übertragenem Sinn mag man dieser Einschätzung, bei aller Neigung zur Friedfertigkeit, nach der Lektüre des Bandes dann doch nicht ganz unbeschwert zustimmen und dies ist durchaus als Verdienst des Bandes zu werten. Denn mit einiger Freude stellt man fest, dass es Unterschiede und Differenzen gibt und zwar sowohl in der homiletischen Theorie als auch in der konkreten Predigtarbeit und dass diese Differenzen sehr wohl auf unterschiedlichen theologisch-dogmatischen und religionstheoretischen Zugriffen aufrufen. Einige wenige Hinweise mögen genügen: Wenn Gräß die Predigt als religiöse Lebensdeutung bestimmt und homiletische Kompetenz zuvörderst als religionshermeneutische Kompetenz, die sich in der Erschließung der Hörerwirklichkeit erweist, bestimmt, dann steht dahinter, wie die Ausführungen offensichtlich machen, eben doch eine andere religions- und christentumstheoretische Schwerpunktsetzung als etwa bei Möllers Konzept einer „seelsorglichen Predigt“. Die Differenz lässt sich unter anderem festmachen an der Funktion, die dem biblischen Text für die Predigt zugewiesen wird. Während Gräß den biblischen Text gerade nicht auf die Hörsituation anzuwenden beabsichtigt, sondern durch „die religiöse Interpretation der Hörsituation [...] diejenigen Erfahrungen und Phänomene, Fragen und Probleme“ zu finden sucht, „die sich mit dem Predigttext aufnehmen, bearbeiten und kritisch diskutieren lassen“ (221), wird der Bibeltext bei Möller direkt zur Gabe, zum Trost (36). Hier haben sich Spuren einer dogmatisch orientierten Bestimmung der Predigt bewahrt. Man muss das nicht ab- oder bewerten. Und während Deeg und Nicol im Rahmen der „Dramaturgischen Homiletik“ die Funktion der Predigt als ein inszenatorisches Einführen in die Eigendynamik des biblischen Textes betonen, – ein ähnliches Grundvertrauen in den biblischen Text gilt für das von Pohl-Patalong vorgestellte Konzept – betont Weyel die notwendige (ebenso auslegende wie

zwischen Text und Lebenswirklichkeit vermittelnde) Leistung des Predigers / der Predigerin (232f.). Auch hier legt die unterschiedliche Bestimmung des Verhältnisses von Prediger und Text eine unterschiedliche Bestimmung von Aufgabe und Funktion der Predigt offen, welche sich unterschiedlichen Theologie- und Religionskonzeptionen verdankt.

So besteht das Verdienst dieses schönen Bandes darin, Unterschiede zu Tage zu fördern, diese zu strukturieren und doch zugleich in einem Band zu vereinen. Manche Praktischen Theologen und ihre Ansätze mag man vermissen, manches hätten andere anders eingeordnet, auch haben nicht alle Beiträge die gleiche Erhellungskraft und auch von einigen wenigen Predigten hätte man mehr Erschließungspotential im Hinblick auf das diskursiv Ausgeführte erhofft, aber all das ist bei Sammelbänden so und schmälert nicht die Qualität des Bandes. Herausgeben heißt Entscheidungen treffen; und die Herausgeber haben nachvollziehbare Entscheidungen getroffen. Schön gewesen wäre eine ausführlichere einleitende Begründung der Auswahl. Auf der Ebene der Texte bleiben zwei Beobachtungen auffallend: Die bereits erwähnte weitgehend ausgefallene Einbindung der Liturgie in die Entfaltung der homiletischen Konzepte sowie der ebenso nicht stattfindende Bezug auf die in den zurückliegenden Jahren breit etablierte Kasualtheorie und deren Anregungspotential für Fragen der Homiletik. Die Entwürfe beziehen sich auf die Predigt im sonntäglichen Gemeindegottesdienst. Für diesen Horizont freilich bieten sie ein breites Inspirationspotential, das es dem Leser ermöglicht, seine eigene homiletische Konzeption im Dialog mit den Autoren zu reflektieren. Zur Zielgruppe gehören daher auch Studierende, Vikare / Vikarinnen, und Pfarrer / Pfarrfrauen.

RUTH CONRAD

Helmut Schwier / Michael Welker (Hg.):

**Schöpfung: glauben – loben – handeln. Predigten und Reflexionen zu Natur und Schöpfung.**

Impulse aus der Heidelberger Universitätskirche. Theologie – Ethik – Spiritualität, Bd. 1, Heidelberg Universitätsverlag WINTER, Heidelberg 2010, 135 S., 16 €, ISBN 978-3-8253-5836-5

und

Helmut Schwier (Hg.):

**Zwischen Torheit und Weisheit.**

Impulse aus der Heidelberger Universitätskirche. Theologie – Ethik – Spiritualität, Bd. 2, Universitätsverlag WINTER, Heidelberg 2011, 250 S., 25 €, ISBN 978-3-8253-5958-4

Worin unterscheiden sich Universitätsgottesdienste von Gottesdiensten in Stadt- oder Landgemeinden? Im Anspruchsniveau womöglich. Von Gerhard v. Rad, der lange Jahre Altes Testament in Heidelberg gelehrt hat, stammt die schöne Bemerkung, Theologie zu betreiben heiße, „Gott auch mit seinem Verstand zu lieben“. Und das müsste dann wohl gerade in Predigten zu spüren sein, die bei Gelegenheit von Universitätsgottesdiensten gehalten werden. Die beiden Bände, die Heidelberger Predigten in den Sommersemestern 2010 und 2011 dokumentieren, erfüllen diesen Anspruch zum Teil, zu einem anderen – größeren – Teil unterschreiten sie ihn, nicht selten: erheblich. Wenn „Gott auch mit seinem Verstand zu lieben“ bedeutet, dass in der Auslegung biblischer Texte bisweilen ein Gedanke aufblitzt, der nicht nur allgemeine Zustimmung auslöst, sondern ein Entzücken oder ein bewegtes Erkennen, dann ist (auch) die Heidelberger Peterskirche nicht unbedingt ein Ort, wo solche Wünsche in Erfüllung gehen. Doch, Predigten dieser Art gibt es in den beiden Bänden durchaus. Wolfgang Hubers „Schubumkehr“ zum Beispiel: Eine beherzte, das Dunkle nicht überspielende Auslegung von Rö 8, 18-26 (Schöpfung, 49ff.). Die beiden Predigten von Wilfried Härle präsentieren einen vergnügten und gewitzten Erzähler (die wunderbare Episode von den Athenern, die in des Paulus Rede auf dem Areopag ein „neues Götterpärchen, nämlich Jesus und Anastasis“ wittern, Zwischen Torheit ..., 168). Das Glanz-

stück des 2. Bandes („Zwischen Torheit und Weisheit“) ist Gerd Theißens Predigt „Himmelfahrten und der Schatz im Himmel“, wo der Neutestamentler die Himmelfahrt Mariens und die Himmelfahrt Jesu in eine überraschende Beziehung zueinander setzt, die einem das Herz aufgehen lässt: „Die Mutter singt von dem Gott, der erniedrigt und erhöht, der den Ohnmächtigen, Armen und Hungrigen hilft. Der Sohn verkündigt eine Wende für die Armen“ (144). Und: „Es ist eine große Gnade, wenn wir nicht verloren gehen. Es ist eine noch größere Gnade, wenn wir den Verlierern in unserer Gesellschaft helfen, dass sie nicht verloren gehen. Darin liegt eine Freude, die niemand nehmen kann. Die Freude verbindet Himmel und Erde. Sie ist der Himmel. Denn wo dein Schatz ist, da ist dein Herz. Wenn du diese Freude erlebt, bist du schon hier und jetzt mit Christus in den Himmel gefahren und bist noch heute zusammen mit ihm im Paradies.“ Wie sparsam man mit der eigenen Sprache umgehen kann, wenn man – „einfach“? – die biblischen Motive miteinander in Beziehung setzt.

Manfred Oemings Predigt „Weisheit am Abgrund“ (Zwischen Torheit ..., 121ff.) ist ein schönes Beispiel für experimentelles, die Grenzen konventioneller Auslegung überspringendes Predigen, aber völlig überzeugt hat mich die Identifikation von Motiven aus Ps 73 in den Liedern „Bride Over Troubled Water“, „Torn“ und „New Soul“ dennoch nicht. – Sätze wie der folgende gehören nach meinem Urteil weder in die Predigt einer Stadt- oder Landgemeinde noch in die eines Universitätsgottesdienstes: „Gottes immer schon geltender Heilswille ersieht für jeden von uns einen Weg: unsere Bestimmung zur Gemeinschaft mit Gott, jetzt und in Ewigkeit durch den Glauben.“ Das ist im besten Fall sehr kühn, im schlechtesten Fall eine theologische Formel: Woher kann der Prediger wissen, was er hier sagt?

Michael Welker, Professor für Systematische Theologie an der Ruprecht-Karls-Universität, erzählt eine Szene aus dem Anfang seines Studiums. Er sei sprachlos gewesen, als er in einer Vorlesung den Satz hörte: „Der Theologe sucht die Gotteserkenntnis – der Glaubende hat sie“ (Zwischen Torheit ..., 40). Wann immer er später solcher Rhetorik begegnete, habe er an das Märchen *Des Kaisers neue Kleider* denken müssen. Sicher unbeabsichtigt hat Welker damit einen am Ende des (von ihm mit herausgegebenen) ersten Bandes abgedruckten Vortrag

des Cambrider Physikers und Theologen John C. Polkinghorne zusammengefasst: Ein Beispiel für aufgeblasenes theologisches Pathos. Unergründlich, wie dieser Essay in die Reihe der „Predigten und Reflexionen zu Natur und Schöpfung“ gelangen konnte. Das Gegenteil lässt sich für Jan Assmanns der Sammlung des zweiten Bandes beigegebenen Beitrag „Die Weisheit im Alten Ägypten“ sagen. Wer diesen Essay im Anhang aufmerksam zur Kenntnis genommen hat, wird nicht nur von der Lektüre der Predigten der Sammlung „Zwischen Torheit und Weisheit“ mehr haben. Auch für das Verständnis vieler Texte der Hebräischen Bibel ist die Einführung des Ägyptologen sehr hilfreich.

Fazit: Zu viel an Bemühen, das Komplizierte beschwichtigend zu vereinfachen, zu wenig Versuche, „Gott auch mit dem Verstand zu lieben“ – und das heißt auch: nicht erklären zu wollen, was im Weltlauf unerklärlich bleibt. Immerhin: Nicht wenige dieser Predigten lassen erkennen, warum manche es nicht lassen können zu predigen – oder: einer Predigt zuzuhören. In diesen Beispielen wird hörbar, dass „die Predigt ihre[m] Anspruch, öffentliche religiöse Rede zu sein, auch heute einlösen“ kann (Wilhelm Gräb, in: PrSt V/1, Freiburg: Kreuz Verlag, 2012, 12).

KLAUS EULENBERGER

Alexander Deeg:

**Das äußere Wort und seine liturgische Gestalt. Überlegungen zu einer evangelischen Fundamentaliturgik.**

Arbeiten zur Pastoraltheologie, Liturgik und Hymnologie Bd. 68, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2012, 590 S., 89,99 €, ISBN 978-525-62414-2

In seiner Erlanger Habilitationsschrift stellt sich Deeg der umfassenden Aufgabe, nach dem Wesen evangelischen Gottesdienstes zu fragen und eine theologische Klärung zu wagen, die gleichfalls die ästhetischen Einsichten und Diskurse integriert. Ziel ist eine evangelische Fundamentalliturgik.

Die auch für eine Habilitation äußerst umfangreiche Untersuchung (knapp 600 Seiten, ca. 530 Seiten Text, zusätzlich Literaturverzeichnis und Namensregister) wird in drei Hauptteile und insgesamt sechs Kapitel klar gegliedert. Im ersten Hauptteil entwickelt Deeg die Problemstellung einer evangelischen Fundamentaliturgik als Frage nach der liturgischen Gestalt des äußeren Wortes. Dies wird in ausgiebigen praktisch-theologischen, dogmatischen und historischen Exkursen entfaltet, die den Zusammenhang oder die Diastase von Wort und Kult zeigen. Im zweiten Hauptteil werden historische, komparatistische und kulturwissenschaftliche Untersuchungen zum Verhältnis von Wort und Kult vorgenommen, die beispielsweise der Aufklärungsliturgik, Wilhelm Löhe, den neueren Liturgischen Bewegungen, dem II. Vaticanum, aber auch den weniger bekannten jüdischen Stimmen gelten. Im dritten Hauptteil schließlich entwickelt Deeg die eigene Perspektive des evangelischen Gottesdienstes als eine liturgische Inszenierung des *verbum externum*, sprachlich gebündelt in dem Kunstwort „WortKult“.

Die Stärken dieses Buches sind zunächst die Untersuchungen und Darstellungen der zahlreichen, kaum übersehbaren Diskurse im Umfeld der Liturgiewissenschaft. Deeg zeigt dabei Bekanntes, aber vermittelt auch konstruktive Einblicke in die amerikanischen Diskussionen. Immer wieder begegnet man neuen und überraschenden Aspekten. Dies geschieht zudem in einer sehr gut lesbaren und verständlichen Sprache. Diese Stärke wird gemindert durch die – allerdings vom Verfasser immer wieder explizit zugestandene – Holzschnittartigkeit

der dargestellten Positionen. Deeg spitzt zu, pointiert und wird den bisher erreichten Differenzierungen nicht immer gerecht – z.B. bei der etwas merkwürdigen Polemik gegen vermeintlich theologielose Papiere der Liturgischen Konferenz und anderer Gremien. „Zucker für die Affen“ ist auch in akademischen Qualifikationsschriften mitunter vonnöten, sollte aber sparsam dosiert sein.

Die Dramaturgie des Buches zielt auf den dritten Teil als Höhepunkt und Lösung der aporiereichen Ausgangsfrage. Der dritte Teil beginnt zunächst mit der Darstellung und Einordnung der verschiedenen empirischen Untersuchungen zum Erleben evangelischer Gottesdienste seit den 1970er Jahren (455ff.). Im folgenden Unterkapitel wird die Deutekategorie des Opfers entfaltet (469ff.). Hier gelingt Deeg nicht nur ein Durchgang durch die bisherigen Positionen, sondern mit Hilfe alttestamentlicher, rabbinischer und jüdisch-philosophischer (Buber, Rosenzweig) Einsichten auch die Annäherung an die evangelisch mehr als umstrittene Kategorie durch die Vorstellung der „Nahung“: So wie das Opfer nicht einfach „spiritualisiert“, sondern „in einer spezifischen Spiritualität weitergeführt“ wird, so kann es nun beschrieben werden als eine metaphorische „Topographie für den Ort der Begegnung von Gott und Mensch, für das Geschehen der Nahung“ (473). In diese metaphorische Topographie zeichnet Deeg dann den evangelisch verstandenen Gottesdienst ein als den von Gott bereiteten Raum des Gott-menschlichen Miteinanders (474ff.) und als Ort der Begrenzung menschlicher Subjektivität und gleichfalls der Würdigung menschlichen Handelns (477ff.). Dies führt schließlich zu liturgiepraktischen und -didaktischen Konkretionen des Umgangs mit der Bibel im Gottesdienst und dem Verständnis der Wortgestalt im evangelischen Gottesdienst (490ff.). Hier findet sich eine sehr differenzierte und überzeugende Strukturierung der Wortgestalt in das gelesene, das gepredigte, das gesungene, das gebetete, das gegessene und getrunkene Wort sowie in die Dimension des Schweigens, die nicht nur anregende Hinweise zur Gestaltung und Inszenierung von Lesungen gibt, sondern beispielsweise auch Kriterien für gottesdienstliche Gebete benennt: Mündlichkeit, Biblizität, Poetizität, Theatralität, Theologizität (516ff.), die unabhängig von der hier etwas zu gespreizten Begrifflichkeit die Sprachkraft, biblische Vielfalt und Gottesanrede gottesdienstli-

cher Gebete in einen umfassenden Zusammenhang stellen. Die Liturgiedidaktik beginnt dann auch nicht mit Hinweisen zu handwerklichen Gestaltungen, wie sie im Rahmen des Programms „Gottesdienst als Gestaltungsaufgabe“ vorschnell gefordert werden können, sondern mit Ehrfurcht lernen (535ff.), mit dem Lernen von Handlungen, die körperlich vollzogen werden (538ff.) und mit liturgischer Medialität als ein gelassenes Lassen (541f.), das in ein Zitat Romano Guardinis mündet: „... Nicht immer etwas tun, etwas erreichen, etwas Nützliches zustande bringen wollen, sondern lernen, in Freiheit und Schönheit und heiliger Heiterkeit vor Gott das gottgeordnete Spiel der Liturgie zu treiben“ (542).

Dass das Spiel der Liturgie, evangelisch betrachtet, etwas weniger „gottgeordnet“ ist, weiß auch Deeg. Die Lektüre seines Buches verhilft dazu, die menschliche Inszenierung des *verbum externum* im festen und gelassenen Vertrauen auf dessen Wirksamkeit so zu unternehmen, dass es als Fundament evangelischer Liturgie erkennbar und erfahrbar wird.

HELMUT SCHWIER

Christine Zimmermann / Erwin Möde:

**Spiritualität des Betens. Empirische Gebetsforschung.**

(Glaube und Ethos 11), LIT Verlag, Münster 2011, 126 S., 19,90 €, ISBN 978-3-643-11162-3

Die am Lehrstuhl für Christliche Spiritualität und Homiletik der Katholischen Universität Eichstätt verfasste Studie will einen „interdisziplinären Beitrag zur empirischen Gebetsforschung“ (9) leisten.

Eingangswird versucht, „Forschungsdefinitionen von Spiritualität“ zu liefern, ohne jedoch Kriterien anzugeben, warum welche Beiträge herangezogen und – vor allem – andere unerwähnt bleiben.

Dann werden in einem einführenden Teil knapp (auf 14 Seiten!) „Wege empirischer Gebetsforschung“ skizziert. Die bei diesem Thema gegebenen Probleme des Gegenstandsbezugs werden dadurch gelöst, dass „höhere Macht“ bzw. „Gott“ nicht als „erfahrbarer Gegenstand oder Sachverhalt“, sondern als „(unverzichtbarer) Bezugspunkt, der Erfahrungen möglich macht“ (33), figuriert.

Als Referenztheorie für den im Zentrum der Untersuchung stehenden Fragebogen dient die von Ken Wilber vorgeschlagene Differenzierung der Gottesbeziehung in drei Dimensionen: magisch, imaginativ und symbolisch.

Dann werden 19 Fragen für den Fragebogen notiert, ohne dass dem Rezensenten deren Entdeckungs- oder gar Begründungszusammenhang deutlich geworden wäre (37). Auf jeden Fall spiegelt sich – etwa durch die mehrfache Erwähnung von Maria – eine römisch-katholische Frömmigkeit wider. Auch der in den Fragen selbstverständliche Begriff des Gebets bzw. Betens ist weder theologisch noch psychologisch geklärt.

Als psychologischer Referenzrahmen zur deskriptiven Interpretation dienen die Rollentheorie Hjalmar Sundéns und die Entwicklungstheorie Erik Eriksons, beide fast fünfzig (!) Jahre alt.

Befragt wurden mittels Fragebögen 911 Personen. 229 werden als „Jugendliche bzw. junge Erwachsene“ vorgestellt, wobei sich später herausstellt, dass es sich hier vor allem um Besucher der Katholischen Studierendengemeinde, und dabei auch vornehmlich um Theologiestudierende, handelt. 370 Personen sind „Senioren und Hochbetagte“, von denen ein „guter Teil“

(38) zum Befragungszeitraum in einer stationären Einrichtung lebte. Da sich die Verfasser zu einem „Extrem-Gruppen Validierungsansatz“ (108) entschlossen, fanden die übrigen 411 Befragten keine Beachtung!

Den Hauptteil der Studie bildet die deskriptive Darstellung der Antworten auf die 19 Fragen. Die Antworten werden nach den beiden genannten Gruppen differenziert geboten und in Tabellenform präsentiert. Die sich dabei ergebende Unterschiedlichkeit wird kommentiert. Hier zeigt sich, dass die Verfasser normativ (und ohne jede kritische Reflexion) von einem Gebetsverständnis ausgehen, wie es der Katechismus der katholischen Kirche und die ihn tragende Tradition formulieren. Dass davon die Einstellungen der Probanden teilweise deutlich abweichen, wird als zu korrigierender Mangel konstatiert, z.B.: „Offenbar ist also der überwiegenden Mehrheit der hier befragten, betenden Menschen eine psychospirituelle Primärerfahrung unerschlossen“ (64). Wiederholt werden so direkt aus der Deskription und den dabei dogmatisch festgestellten Defiziten direkte Handlungsanweisungen für die kirchliche Arbeit entwickelt, ohne aber auf eine pädagogisch hilfreiche Ebene vorzustoßen.

Die Reliabilität und Validität der Daten werden mittels einer multiplen Regressionsanalyse (84f.) und einer Faktorenanalyse (86ff.) erst nach (!) dieser Interpretation überprüft, ohne dass dies in der knappen Darstellung überzeugen kann. Abgeschlossen wird die Studie mit fünf „Einzelfalldarstellungen“ sowie einer „Zusammenfassung und Ausblick“. Diese Auswertung beginnt mit dem triumphierenden Satz: „Die Erfahrungen des lebendigen Gottes ist grundsätzlich für jeden Menschen möglich“ (109). Zurückhaltend formuliert: Psychologisch-deskriptive und theologisch-normative Ebene werden in einer problematischen Weise vermengt.

Interessierte Leser/innen können in dem Büchlein einige Hinweise auf schon etwas ältere Literatur zur Psychologie des Gebets finden. Dazu macht die unübersehbare Differenz zwischen kirchenamtlichem (römisch-katholischem) Gebetsverständnis und der tatsächlichen Einstellung der meisten Befragten nachdenklich. Doch hier tritt die dogmatische Beurteilung an die Stelle einer Bemühung um das Verstehen der Logik, die die Einstellung zum Gebet und wohl auch die spirituelle Praxis der meisten Befragten leitet.

CHRISTIAN GRETHLEIN

Matthias Bernstorf / Thorge Thomsen:  
**Selbstverständlich predigen? So geht's!**  
 Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2012,  
 144 S., 16,95 €, ISBN 978-3-525-62002-1

Was kommt heraus, wenn ein routinierter Rundfunkjournalist (Thorge Thomsen) und ein Rundfunkpastor (Matthias Bernstorf) eine Homiletik schreiben? Antwort: Ein ganz und gar praktisches, freches, unterhaltsames, mit einem Augenzwinkern geschriebenes kleines Buch, in dem der Leser ins Spiel der Gedanken gezogen und immer wieder der eigenen rhetorischen Fehlleistungen gewahr wird: „Töten Sie jede Spannung! Vermeiden Sie alles, was neugierig macht! Bombardieren Sie Ihr Publikum gleich zu Beginn mit einem Hagel elegischer Fragen und zwar so, dass alle bei der vierten die erste schon wieder vergessen haben: ‚Wo kommen wir her? Wo gehen wir hin? Gibt es einen Sinn jenseits dessen, was wir tagtäglich in den Medien sehen? Was will Gott von uns?‘ Unter allen Wurstzipfeln, die Sie Hörern vor die Nase halten können, sind rhetorische Fragen die schäbigsten. Jeder weiß, dass Sie die Fragen, die außer Ihnen keiner gestellt hat, alle gleich selbst beantworten werden.“ (127)

Dieser knappe Predigtkurs ist zunächst für die Prädikantenausbildung gedacht. Das zitierte Beispiel zeigt aber, dass er auch für Pfarrerrinnen und Pfarrer einiges an Impulsen bereithält. Neben grundlegenden Bemerkungen in den Rahmenkapiteln (9-18 und 137-142: Am Schluss findet sich der Erfahrungsbericht der Prädikantin Christine Rütten aus der Ev. Kirche im Rheinland) enthält das Buch neun kurz gefasste Kapitel, in denen der Weg zur Predigt abgeschrieben wird: 1. Zeitplan – 2. Mein Thema – 3. Mein Ziel – 4. mein Thema und der Bibeltext – 5. Fürs Hören schreiben – 6. Fürs Hören sprechen – 7. Testen – 8. Präsentieren – 9. Auswerten.

Neben dem sprechorientierten Verfassen einer Predigt steht dabei vor allem der rhetorische Akt, also das Redeereignis vor Publikum, im Mittelpunkt des Interesses. Jedes Kapitel wird mit Übungen beschlossen – besonders gelungen ist die Aufgabe, die Satzstruktur einer abgedruckten (114f.) Predigt kritisch zu kommentieren (manche Übungen kommen allerdings auch etwas stark unterhaltsam daher). Bemerkenswert ist, dass die beiden Rundfunkautoren keinesfalls für die Rede ohne Manuskript

plädieren, die in letzter Zeit bisweilen als der Königsweg des Predigens galt. Eine Rede ist keine Schreibe – diese fundamentale Einsicht steht hinter jeder Seite dieses Buches – aber dennoch kann und soll man fürs Hören schreiben, um dann auch fürs Hören sprechen zu können. Umgekehrt kann man sagen: Gerade das freie Reden verführt zum Sprechen in abstrakten Bandwurmsätzen. Das ist jedenfalls dann so, wenn nicht mehr von persönlichen Erlebnissen erzählt wird, sondern der Glaube in und mit den eigenen Erfahrungen deutlich werden soll. Treffend ist dazu die folgende Passage: „Schlechtes Beispiel: ‚Es war ja der einladende, bittende Christus, der immer wieder zu Mahl und Gemeinschaft aufforderte und diese Aufforderung an das Ganze der damaligen Gesellschaft richtete.‘ Besser: ‚Jesus sagte zu allen: Kommt, denn es ist alles bereit.‘“

MICHAEL MEYER-BLANCK

Ruth Lödel:

**Der Gottesdienst im Altenheim.**

Kohlhammer, Stuttgart 2011, 240 S., 24,90 €, ISBN: 978-3170188808

Ruth Lödel hat eine Monographie über den *Gottesdienst im Altenheim* verfasst, die sowohl in gottesdiensttheologischer als auch in gestaltungstheoretischer Hinsicht einen profilierten, eigenständigen Ansatz verfolgt.

In den einleitenden Kapiteln skizziert die Verfasserin zuerst die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Entwicklungen, von denen die gegenwärtige kirchliche Arbeit in den Altenheimen bestimmt ist. Dabei wird sie ihrem eigenen Anspruch gerecht, Stereotype zu vermeiden, gegenüber jeglicher Methodisierung kritisch zu bleiben, und immer wieder je neu die eigenen Erfahrungen mit jenen (häufig von Nützlichkeitserwägungen beeinflussten) Deutungsmustern ins Gespräch zu bringen, die zurzeit das Verständnis von Alter und Altern in unserer Kultur bestimmen.

In einem zweiten Abschnitt entwickelt die Nürnberger Pfarrerin und Altenheimseelsorgerin ihre Gottesdiensttheologie. Diese ist

wesentlich am Hebräerbrief geschult. In origineller Weise entfaltet sie, wie im Gottesdienst der Mensch mit seinen oft widersprüchlichen Erfahrungen und biographischen Brüchen mit dem „Bekenntnis der Hoffnung“ (Hebr 10, 23), das sich auf Christus gründet, konfrontiert wird.

Mit großer Konsequenz insistiert die Verfasserin dabei auf dem Primat der Theologie für innerkirchliche Seelsorge, Verkündigung und Gottesdienstgestaltung: „Der Gottesdienst im Altenheim lebt wie jeder andere Gottesdienst nicht zuerst von dem, was er vorfindet, sondern von der Erwartung des Kommenden.“ (S. 83) Gottesdienst ist für Ruth Lödel immer auch die Feiargestalt christlicher Eschatologie. Im Gottesdienst ist die Vergangenheit des Menschen in der biblisch bezeugten Zukunft Gottes aufgehoben. Insofern ist Gottesdienst „Liturgie des Lebens“.

Im letzten Abschnitt ihrer Veröffentlichung, die stellenweise den Charakter einer Streitschrift annimmt, befasst sich die Verfasserin mit Fragen der äußeren Gottesdienstgestaltung und den einzelnen Elementen der Liturgie. Dabei zeigt sie anhand vieler Beispiele, in wie vielfältiger Weise sich die Ausdrucksgestalten des Gottesdienstes – sei es beispielsweise der Klang der Glocken, das Sündenbekenntnis zu Beginn des Gottesdienstes, die Predigt oder die Abendmahlsliturgie – mit der persönlichen Frömmigkeit der Menschen verbinden und lebenstragende Bedeutung bekommen können. So gelingt es ihr, das Potential von Liturgie zu veranschaulichen und zugleich zu zeigen, wie sehr diese davon lebt, dass sie von einem innerkirchlichen, zwischengemeindlichen Konsens getragen sowie eingeübt und gepflegt wird – als „Anschauung“ der anderen Zeit Gottes, die dieser Welt ihre Bedeutung, ihre Grenzen und ihr Ziel zeigt.

*Der Gottesdienst im Altenheim* ist kein zielgruppenorientiertes Methodenhandbuch, sondern eine im Erfahrungsfeld der Altenheimseelsorge gereifte Liturgik mit hohem theologischem Reflexionswert. Sie kann jedem, der sich den inneren Reichtum der Liturgie erschließen will, zur Lektüre empfohlen werden.

KONRAD MÜLLER

Irene Mildenerger / Wolfgang Ratzmann (Hg.):  
**Was für ein Stück wird hier gespielt? Zur Theologie des Gottesdienstes.**

Beiträge zu Liturgie und Spiritualität, Band 25,  
Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2011,  
180 S., 19,80 €, ISBN 978-3-374-02898-6

Den Anlass zum immer noch aktuellen Thema der Tagung des Liturgiewissenschaftlichen Instituts in Leipzig gab eine Kontroverse zwischen Karl-Heinz Bieritz und Wilhelm Gräß, die vermuten lässt, dass viele von uns in Fragen des Gottesdienstes weniger tolerant sind als in abstrakteren Fragen der Theologie – wobei der unter dem gleichnamigen Titel vorgelegte Tagungsband aufzeigt, wie eng unsere theologischen Grundentscheidungen und unser Gottesdienstverständnis miteinander verknüpft sind.

Der – angesichts des Gewichts der Frage – spannend zu lesende Band beschäftigt sich nach einer Einführung durch Irene Mildenerger und Wolfgang Ratzmann in insgesamt 8 Beiträgen mit der grundsätzlichen Frage, „was Gottesdienst eigentlich ist“ (5). Es geht um nicht weniger als um die Fragen nach dem Wesen, der Mitte, dem Ziel unserer Gottesdienste (10), und damit um die Frage nach einer Theologie des Gottesdienstes. Die Titelfrage „Was für ein Stück wird hier gespielt?“ will trotz oder gerade wegen der Konjunktur rezeptionsästhetischer, ritualtheoretischer und empirischer Zugänge den suchenden Blick hinter die Kulissen lenken. Sie fragt weniger nach Techniken und Wirkungen als nach Drehbuch und Intention und sucht ihre Antworten vorwiegend in theologischen Klärungen. Dabei wird, wer die Beiträge in der abgedruckten Reihenfolge liest, erst einmal auf einen Umweg geführt, bei dem – in einem Beitrag von Karl-Christian Felmy „Zur Theologie des orthodoxen Gottesdienstes“ – orthodoxe Theologie und die Fremdheit des orthodoxen Gottesdienstverständnisses aufscheint.

Heinrich Assel richtet in seinem Beitrag „Zur Evangelischen Lehre vom Gottesdienst der im Namen Gottes versammelten Gemeinde im Geist“ mit einer Mischung systematischer, sakramentaltheologischer, semiotischer und kommunikationstheoretischer Beschreibungen den Fokus auf das Eucharistische Geschehen. Das Bild allerdings, das so entsteht, verschwimmt nicht nur an den Rändern.

Peter Cornehl's Beitrag zum „theologischen



Rahmen einer modernen Gottesdiensttheorie“, die im fruchtbaren Zwischenraum zwischen den beiden Bänden seiner Gottesdienstlehre entstanden ist, kann einerseits an den ersten Band anknüpfen, andererseits Zwischenfragen stellen und Denkbewegungen reflektieren. Cornehl benennt Gottesdienste als „Begegnungsgeschehen“ (74), in denen Gott – vermittelt durch Wort und Zeichen, Sprache und Ritus – gegenwärtig und gleichzeitig unverfügbar ist. Die Gegenüberstellung von Gottesdiensttheorie und Gottesdiensttheologie wird aufgebrochen, wo akzentuierte theologische Rahmepunkte reformatorischer Entscheidungen aufgezeigt werden und zu konkreten Näherbestimmungen aufgefordert wird. Der Beschreibung des Gottesdienstes als Ort der „gemeinschaftlichen Begegnung mit Gott in Wort und Zeichen“ (74f.) folgen erste konkrete Fragen (76): Wer feiert was, wo und wann?, wenn im Miteinander von Liturgie und Predigt, von Gott und Welt in zunehmend unterschiedlichen Formen gefeiert wird. Cornehl versteht es, aus reformatorischen Anliegen wirklichkeitsnahe Impulse für gegenwärtige Gottesdienstformen zu gewinnen und zu vermitteln.

Jochen Arnold rückt mit seiner Grundentscheidung „Theologie vom Gottesdienst her zu betreiben“ (115) den Gottesdienst ins Zentrum theologischen Nachdenkens. Unter dem aussagekräftigen Titel „Der Gottesdienst als Gegenstand und Quelle. Gabe und Aufgabe der Theologie“ bietet er eine fundierte biblische Begründung gottesdienstlichen Handelns, die konzentrierter kaum sein könnte.

Alexander Deeg schlägt mit der Aufnahme des Begriffs der „Abduktion“ eine andere Brücke zwischen theologischer Wissenschaft und gottesdienstlichem Handeln. Was bislang fehlt, sei eine protestantische Fundamentalliturgie, die nach Argumentationswegen fragt und abduktive theologische Sätze erarbeitet, die weiterzudenken und auf gegenwärtig gefeierte Gottesdienste zu beziehen sind. (129) Der Gefahr der protestantischen Homiletisierung, Intellektualisierung und Didaktisierung des Gottesdienstes will Deeg mit einer anschaulich formulierten Betonung werk-, produktions- und rezeptionsästhetischer Aspekte begegnen. Mit der Wortverbindung „Wort-Kult“ (144) pointiert Deeg die produktive Spannung und die heilsame Distanz, die Gottesdienste auszeichnet und in die wir uns im Gottesdienst begeben. Ausgehend von der Funktionalität des reforma-

torischen Gottesdienstkonzeptes fragt Christoph Dinkel nach dem „Profil des evangelischen Gottesdienstes aus kommunikationstheoretischer Perspektive“. Er benennt Besonderheiten der gottesdienstlichen Kommunikationssituation, die ihrerseits Bedeutung für den Glauben hat. So sei z.B. der Glaube des jeweils Anderen in der Kirchenbank von Gewicht (154), die Reduktion von Geschwindigkeit und Informationsmengen eine Chance (155).

Olaf Richter streicht unter dem Titel „Dramaturgie und Mystagogie“ den dramatischen Charakter der Liturgie und ihre Bedeutung für die liturgische Bildung und fragt, wie das Heilsgedächtnis dramatisch dargestellt und die mimetische Beteiligung gefördert werden kann (167.174-178).

Der Bogen der Veröffentlichung spannt sich so von der Begegnung mit Fremdem über die zentralen Beiträge von Cornehl, Arnold und Deeg hin zu explizit kommunikations- und theaterpädagogischen Überlegungen. Diese Aspekte sind allerdings auch den stärker grundsätzlichen Beiträgen zur Gottesdiensttheologie nicht fremd. Sie zeigen, dass wirklichkeitsnahes theologisches Nachdenken über Gottesdienste neben genuin theologischen Zugängen ritualtheoretische, rezeptionsästhetische, kommunikationstheoretische, theaterpädagogische Zugänge auch dann nutzt, wenn sie nicht im Mittelpunkt stehen. Die Aufmerksamkeit für Wort und Darstellung ist nicht mehr zu trennen. Insgesamt zeigt der Tagungsband nicht nur im Titel, sondern auch bei der Lektüre, dass gerade die Verschränkung unterschiedlicher Sprachspiele und Denkmuster die theologische Mitte unserer Gottesdienste gegenwartsrelevant ins Gespräch bringt. Wer Gottesdienste gestaltet, wird nach der Lektüre den einen oder anderen Gesprächsfaden – wenn auch an anderer Stelle – weiterführen wollen.

ANDREA MORGENSTERN

Stefan Kopp:

**Der liturgische Raum in der westlichen Tradition. Fragen und Standpunkte am Beginn des 21. Jahrhunderts.**

Graz, Univ. Diss., LIT Verlag, Wien/Münster 2011, 198 S., 19,90 €, ISBN 978-3-643-50277-3

Kulturelle Unbehaustheit lässt nach der Geborgenheit sakral genutzter Räume fragen. Dass sich diese Suchbewegung auch in der katholischen Kirche vollzieht, mag viele Protestanten verwundern, erscheint doch hier die Mutterkirche auch und gerade in der Raumästhetik als ein erratischer Block im Zeitalter der Pluralisierung. Die vorliegende Grazer Dissertation von Stefan Kopp bietet auf 173 Textseiten (incl. vieler sw-Abbildungen und Grundrisse) einen historischen Parforce-Ritt durch die kirchliche Baugeschichte von den Anfängen bis ins 21. Jahrhundert. Der besondere Fokus liegt auf dem katholischen Österreich; deutsche Protestanten werden also auf fremd-vertrautes Terrain gelockt.

Die Gliederung folgt den traditionellen Stilformationen: 1. Jahrtausend, Mittelalter, 16. Jh. (hier integriert auf anderthalb Seiten das „Verständnis des protestantischen Kirchenraums“), die Zeit nach dem Tridentinum, nach dem 2. Vatikanum, das 21. Jahrhundert sowie auf 5 Seiten ein Resümee mit einem „Ausblick“. So oder so ähnlich hat der raumsensible Zeitgenosse das schon einige Male gelesen. Was diesen Längsschnitt deutlich von anderen Arbeiten zum Kirchenraum unterscheidet, ist der Fokus auf der liturgischen Gewährleistungsfunktion des Kirchenraumes in den verschiedenen religionskulturellen Epochen.

Man bekommt durch die Lektüre einen guten (und schnellen) Überblick über die Phasen verbauter Messliturgien und deren Begründungen. Der kompendienartigen Kürze sind einige Ungenauigkeiten im Detail geschuldet. Dass der barocke Kirchraum nicht nur ein Produkt der „siegreichen Gegenreformation“, sondern auch religionsästhetischer Ausdruck lutherischer Orthodoxie ist (Frauenkirche/Dresden), erfährt der Leser nicht. Klassizismus und Historismus, die im 18. und 19. Jh. viele Kirchbauten beeinflusst haben, kommen in Kopp's Buch deutlich zu kurz. Breiten Raum nimmt demgegenüber der Kirchbau der Moderne ein. Hier greifen die Liturgischen Bewegungen und die

Verwendung neuer Baumaterialien wie Beton und Stahl. Auch die kirchliche Bautätigkeit vor und nach dem 2. Vatikan. Konzil erfährt eine ausführliche Erwähnung. Die wenig überraschende These: Will man auch im 21. Jh. „die Vorgaben der Konzilstexte [...] fruchtbar werden lassen“, wird man auf „eine Vielfalt an liturgischen Raumkonzepten“ zurückgreifen können und müssen (147). Das Augenmerk im Schlusskapitel liegt allerdings mehr auf der Innenraumgestaltung, z.B. auf den Prinzipalstücken. Hieran schließt sich die (kurze) Darstellung der katholischen Kontroverse über die Bedeutung der Zelebrationsrichtung an (*versus populum* bzw. *versus orientem*: 159f.). Ausführlich diskutiert wird auch die neuere Raumordnung, die die verschiedenen Ellipsenmodelle bieten (*communio*-Raum). Kritisch bewertet werden demgegenüber „ökumenische und interreligiöse Sakralräume“ (176f.).

Der Duktus ist durchgehend referierend, Kernsätze werden zitiert. Die Darstellung besticht durch ihren Detailreichtum, die leider oft auf Kosten der religionstheoretischen bzw. fundamentalliturgischen Durchdringung geht. Die kluge Auswahl der exemplarisch erklärten Kirchbauten macht diese schlanke Monographie lesenswert, wenn auch kulturelle Einflüsse auf den katholischen Sakralbau nicht gesondert veranschlagt werden.

THOMAS KLIE

Albert Gerhards:

**Erneuerung kirchlichen Lebens aus dem Gottesdienst. Beiträge zur Reform der Liturgie.**

(Praktische Theologie heute, Bd. 120), Kohlhammer, Stuttgart 2011, 320 S., 39,90 €, ISBN 978-3-17-022071-3

Am 4. Dezember 2013 jährt sich die Verabschiedung der Konstitution *Sacrosanctum Concilium* zum 50. Mal. Die Liturgiekonstitution war nicht nur das erste Dokument des Zweiten Vatikanischen Konzils, sondern – indem es die tiefgreifendste liturgische Reform in der katholischen Kirche seit vier Jahrhunderten anstieß – auch das zugleich folgenreichste und öffentlichkeitswirksamste. Mit Blick auf dieses epochale Datum führt der vorliegende Band Veröffentlichungen des Bonner Liturgikers Albert Gerhards zum Thema der gottesdienstlichen Erneuerung zusammen. Die 33 Beiträge bilden zwar nur einen kleinen Ausschnitt der umfangreichen Publikationsliste des 61-jährigen Hochschullehrers ab, umspannen zeitlich aber die gesamte Zeit seiner bisherigen Lehrtätigkeit. Dass die Beiträge innerhalb der sieben thematischen Kapitel nicht chronologisch geordnet sind, macht es leider etwas schwer, die Entwicklung des Autors zu verfolgen. Auch hätte der Band ein Sachregister verdient.

Die „Gründergeneration“ der Liturgiereform, zu der Gerhards theologische Lehrer wie auch sein Vorgänger auf dem Bonner Lehrstuhl, Otto Nußbaum, gehörten, hatten mit ihren meist historischen Studien die Entstehung von *Sacrosanctum Concilium* ermöglicht und dann die ersten, rasch über den Wortlaut der Konstitution hinausgreifenden Reformmaßnahmen begleitet. Gerhards' Generation oblag es, deren Auswirkungen im Licht neuerer historischer wie auch empirischer Erkenntnisse zu evaluieren, zunehmend aber auch, die Liturgiereform gegen ihre Kritiker zu verteidigen. Der prominenteste von diesen ist der einstige Kardinal Josef Ratzinger und heutige Papst Benedikt XVI., mit dessen liturgiethologischen Einlassungen sich Gerhards in mehreren Beiträgen jüngeren Datums auseinandersetzt.

Der zuerst abgedruckte Beitrag des Bandes (12-20) ist zugleich der älteste. Er dokumentiert Gerhards Probevorlesung in Bochum im Dezember 1983, die ihn auf den dortigen Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft führte. In

ihr begründet Gerhards wenige Tage nach dem 20. Jahrestag der Liturgiekonstitution die muttersprachliche Feier des Gottesdienstes, die sich nach dem Konzil in der katholischen Kirche schneller und exklusiver durchgesetzt hatte, als es die Konzilsväter wohl einst erwartet hatten. Dazu kann er nicht nur auf eine lange historische Tradition verweisen – schließlich ist die lateinische Liturgie ihrerseits bereits eine Übertragung in die seinerzeit im römischen Reich gebrauchte Volkssprache –, sondern theologisch daran erinnern, dass „Liturgie als Dialog zwischen Gott und Mensch [...] den ganzen Menschen in seiner geschichtlichen Gewordenheit ernst“ nimmt (19). Dieses Motiv durchzieht die Beiträge des Bandes wie ein roter Faden: Das stete Bemühen um eine Feier des Gottesdienstes, der einer möglichst unverstellten Begegnung zwischen Gott und Mensch dient. Der berühmten Frage Romano Guardinis nach der „Liturgiefähigkeit“ des modernen Menschen gesellt Gerhards so stets aufs Neue die Gegenfrage nach der „Menschenfähigkeit“ der über die Jahrhunderte gewachsenen und doch stets weiter zu entwickelnden Liturgie bei. Die „Liturgie der Zukunft“, die Gerhards in einem Aufsatz aus dem Jahr 1989 entwirft, ist eine „Liturgie fortwährender Inkulturation“, die „von der Versammlung der Gläubigen her zu beschreiben“ ist, die „unterschiedlichen Grundakte des gottesdienstlichen Tuns ernst“ nimmt und sich „im Spannungsfeld von Liturgia, Martyria und Diakonia“ verortet (50-58). Eine solche Liturgie ist für Gerhards nicht anders denn als Einheit in Vielfalt denkbar (59f., 66 u.ö.). Vom Konzil sah Gerhards, ebenso wie viele seiner Kollegen und Schüler, die Tür zu einem solchen fortwährenden liturgischen *aggiornamento* in ökumenischer Solidargemeinschaft weit aufgestoßen, was sich in seinen älteren Beiträgen widerspiegelt. Umso ernüchternder sind die sich seit der Endphase des Pontifikats Johannes Pauls II. zuspitzenden Restaurationsbemühungen, die vermeintliche Fehlentwicklungen der nachkonziliaren Erneuerung mit disziplinarischer Rigorosität einzudämmen suchen und für die „die Freiheit des Christenmenschen über gläubigen Gehorsam gegenüber den kirchlichen Gesetzen nicht hinaus[geht]“ (113). Hinter der jüngeren römischen Liturgiepolitik, die ihren bisherigen Höhepunkt in der fragwürdigen Wiederzulassung der tridentinischen Messliturgie durch Benedikt XVI. gefunden hat (dazu bes. 132-140),

erkennt Gerhards eine „Inkulturationsverweigerung“ (179) und letztlich einen „Kulturpessimismus [...], der in unserer abendländischen Kultur nurmehr den Verfall erkennen will“ (300). Solchen und ähnlichen römischen Engführungen stellt sich Gerhards in vielen Beiträgen mit beachtlicher historischer Detailkenntnis entgegen. Dabei zeigt er sich für die Kritik an manch unreifer Frucht des nachkonziliaren Reformeifers durchaus offen. So stellt er etwa die Verabsolutierung einer (neben dem Gebrauch der Muttersprache zum Markenzeichen der nachkonziliaren Reform gewordenen) Zelebration *versus populum* in Frage, die zu einer nahezu flächendeckenden, aber nicht immer überzeugenden Umgestaltung traditioneller Kirchenräume geführt hat (69-71 u.ö.). Im Sinne von Guardinis Gegensatzlehre plädiert der Liturgiker beharrlich dafür, Leben – und damit auch Liturgie – als „spannungsvolle Einhaltung einer instabilen Harmonie polarer, nicht voneinander ableitbarer Gegensätze“ (45) wahrzunehmen und zu ermöglichen.

Spätestens hier wird deutlich, dass der Sammelband protestantischen Leserinnen und Lesern mehr bietet als informative Schlaglichter auf mitunter bizarre Kontroversen innerhalb eines verwandten westlichen Kirchentums. Weil die Bemühung um eine „menschenfähige Liturgie“ keine Konfessionsschranken kennt, sind viele von Gerhards Klärungsversuchen auch dort hilfreich, wo sich der liturgischen Erneuerung nicht ein universales Lehramt, sondern lokale Traditionen oder schlicht lieb gewordene Gewohnheiten entgegenstellen. Die Raummodelle eines Rudolf Schwarz (wie der „offene Ring“) und die von Gerhards maßgeblich mit entwickelten *Communio*-Räume, in denen sich die Funktionsorte auf einer sich längs durch den Kirchraum ziehenden Achse anordnen, um die sich die Gemeinde in einer offenen Ellipse gruppiert (ebd., 158-161, 169-182 u.ö.), hätten eine stärkere Rezeption in der evangelischen Liturgik verdient. Damit verbunden ist die Frage nach der Gebetsrichtung: Die beiden evangelischen Varianten – der frontal vor der Gemeinde stehende oder der sich dem Altar (!) zuwendende Liturg – sollten nicht der Weisheit letzter Schluss sein, wenn es darum geht, die sensible Aufgabe des stellvertretenden Betens angemessen in Szene zu setzen. In diesem Zusammenhang gewinnt auch die Beschäftigung mit altorientalischen Anaphoren, in denen der Priester nicht als Repräsentant Christi, sondern als

Sprecher der Kirche agiert, verblüffend aktuelle Relevanz (263-273). Das „Ringeln um eine zeitgerechte und trotzdem sachgerechte Liturgiesprache“ konnte Gerhards schon 1994 als „ökumenisches Anliegen“ formulieren und dabei eine „erstaunliche Parallelität und Konvergenz“ konstatieren (255). Seine Ausführungen „zur Rolle des Gottesdienstes für die Weitergabe des Glaubens“ (190-208, vgl.a. 209-216) könnten (auch, aber nicht nur) eine um Ganzheitlichkeit bemühte Konfirmandenarbeit befruchten. Die jüngste Kontroverse um die rechte Übersetzung des *ὑπερ πολλων* (Mk 14,24; Mt 26,28) in den Einsetzungsworten – wortgetreu, wie von Rom gefordert, als „für viele“ oder weiterhin, den intendierten Heilsuniversalismus ausdrückend, als „für alle“? – berührt sogar ein urprotestantisches Dilemma: dass philologische Korrektheit mitunter das eigentlich Gemeinte verdunkeln kann (127-131).

Reich an impliziten ökumenischen Brückenschlägen ist schließlich auch der letzte und jüngste Beitrag aus dem Jahr 2011 zur „Liturgie als Quelle der Spiritualität“ (311-320). In ihm bezeichnet Gerhards letztlich „jedes recht vollzogene liturgische Wort und dessen Umfeld Klang und Stille [als] sakramental“, was entsprechende Anforderungen an die sie Inszenierenden stellt (317). Diese stehen dabei weder neben noch über der Gemeinde, denn im Gottesdienst ist „die Unterschiedlichkeit der Dienste und Ämter [zwar] nicht aufgehoben, aber integriert [...] in eine Gemeinsamkeit von Empfangenden“ (318).

FRANK PETERS

Jochen Arnold (Hg. im Auftrag der Liturgischen Konferenz):

**Andere Gottesdienste. Erkundungen und Reflexionen zu alternativen Liturgien.**

Gütersloher Verlagshaus, 2012, 208 S.,  
22,99 €, ISBN 978-3-579-05861-0

Die neueste Orientierungshilfe der Liturgischen Konferenz ist ein ordentliches Werk. Denn es schafft Ordnung, es bietet klar strukturierte Hilfen zur Wahrnehmung, Konzeption und Gestaltung von "anderen" Gottesdiensten. Indem es Ordnung in ein schwer überschaubares Feld bringt, ist es auch ein schöpferisches Buch, das helfen kann, das kreative Chaos eines gottesdienstlichen Aufbruchs, z.B. in einem Gottesdienst-Team produktiv zu strukturieren. Die größte Aufgabe dabei ist wohl, zu klären, was denn nun das Andere an den anderen Gottesdiensten ist. Dazu werden eingangs schon traditionelle andere Formate wie GoSpecial, Nachteulengottesdienst und Thomasmesse vorgestellt und auf Gemeinsamkeiten hin befragt. Um zu bestimmen, was eher zu den einen als zu „den anderen“ Gottesdiensten gehört, wird grundlegend in das Strukturmodell des Gottesdienstbuches eingeführt, Kasualien und länger etablierte Gottesdienste zu besonderen Gelegenheiten und für besondere Zielgruppen werden in ihrer Grundintention dargestellt und dem traditionellen Bestand zugeordnet. Dabei entsteht eine sehr knappe aber gut verständliche Einführung in gottesdienstliche Grundkonzepte, die die agendarischen Formen auch Menschen nahebringen kann, denen die liturgischen Grundkenntnisse fehlen. Überflüssig erscheint dagegen die Nacherzählung dreier Internetauftritte zu anderen Gottesdiensten, die ihrer Natur nach ja eigentlich selbsterklärend sind. Dass eine der drei dargestellten Plattformen bereits nicht mehr online ist und eine andere erkennbar ungenutzt bleibt, wird zwar in einer Fußnote berücksichtigt, stellt die summarisch festgestellte Wichtigkeit des Mediums Internet für die Gattung der Anderen Gottesdienste überraschenderweise aber nicht in Frage. Im Zentrum des Buches steht jedoch die leibhaftige Erkundung von zwölf Gottesdienstformaten, die im deutschsprachigen Bereich zwischen Zollikon und Hamburg regelmäßig gefeiert werden. Dazu gehören Gottesdienste, die sich an den genannten traditionell-alter-

nativen Modellen orientieren wie der Dresdner GoLife oder eine Thomasmesse in Siegen, besondere Zielgruppengottesdienste wie der Hamburger Motorradgottesdienst, aber auch neuere Konzepte wie der "Gottesdienst für LebensexpertInnen" in der Nordkirche. Dabei werden jeweils die Entstehungsgeschichte des Konzeptes, der Trägerkreis, seine Motivation, konzeptionelle Überlegungen, Ziele und Zielgruppen vorgestellt. Ein exemplarischer Ablauf ist abgedruckt und wird durch eine ausführliche, lebendige Beschreibung des erlebten Gottesdienstes nachvollziehbar. Besonderheiten und Stärken des jeweiligen Konzepts werden aufgeführt, aber auch kritische Anfragen, nach dem was erkennbar nicht passiert oder funktioniert.

Diese Beobachtungen werden in einer großen Synopse tabellarisch zusammengeführt, die zwar eine gewisse Übersicht herstellt, dem Leser gegenüber der dichten Beschreibung der Einzeldarstellungen allerdings keinen heuristischen Mehrwert bietet.

Sehr hilfreich ist dagegen die differenzierte Wahrnehmungshilfe, die für diese Erkundungen geschaffen wurde und die anhand von 20 Kategorien zu einer umfassenden und gut strukturierten Wahrnehmung gottesdienstlichen Geschehens anleitet. Sie eignet sich für das Gespräch über jede Art von Gottesdiensten und kann auch im Rahmen von gottesdienstlicher Aus- und Fortbildung, Gemeindefeedback-Projekten oder kollegialer Beratung und Hospitation eingesetzt werden.

Die Reflexion der in der Erkundung gewonnen Einsichten beginnt mit einer Ausformulierung der tabellarisch erfassten Wahrnehmungen anhand der Kategorien Raum, Zeit und Dauer, Moderation, Gebet, Verkündigung, Medien und Szenen, Musik, Essen / Mahlfeier, Segen, Öffentlichkeitsarbeit, Thema / Motto und Teamarbeit. Hier findet sich noch einmal konzentriert das phänomenologisch fassbar Andere an den anderen Gottesdiensten, allerdings auch manch Erwartbares und Selbstverständliches.

Anhand einer knappen Zusammenfassung milieutheoretischer Ansätze und Einsichten werden die erkundeten Gottesdienstformate den sechs Milieus des im evangelischen Raum verbreiteten Milieumodells zugeordnet. Dabei werden auch die Grenzen der Milieuperspektive angesichts praktischer Überforderungsängste von Gemeinden, vor allem aber angesichts des alle menschlichen Grenzen überwindenden Evangeliums klar benannt.

Diese Kraft des Evangeliums als *vox externa*, als das ganz Andere und Neue an sich wird in einem "Zwischenruf" noch einmal deutlich in Erinnerung gebracht. Dabei werden biblische Spuren des Neuen und Anderen verfolgt: Alt- und neutestamentliche Kultkritik hinterfragt das Verhältnis von Frömmigkeit und Gerechtigkeit, Liturgie und Diakonie und fordert Achtbarkeit gegenüber dem bedürftigen Nächsten auch in gottesdienstlichen Zusammenhängen. Anhand der Rede vom neuen Wein und den alten Schläuchen wird nach der Notwendigkeit gefragt, das immer neue und immer aktuelle Evangelium auch immer wieder in neuen, aktuellen Formen zur Darstellung zu bringen.

Das Gebot der Liebe zum Nächsten verpflichtet dazu, diesem das Evangelium in einer Form nahezubringen, die seine Wahrnehmungs- und Erlebnismöglichkeiten berücksichtigt und nicht nur eigene Vorlieben und Traditionen.

Das Hoffnungspotential der biblischen Verheißungen des Neuen wird als gestaltende Kraft gerade auch gottesdienstlichen Handelns benannt: Die Bilder vom neuen Himmel und der neuen Erde verweisen auf die eschatologische Hoffnung auf eine neue, ganz andere Welt, die zu frohem Schaffen und Verkündigen schon in dieser Welt ermutigt; die Rede vom Neuen Bund und vom heiligen Mahl als seiner feierlichen Gemeinschaftsform, vom neuen Wort Gottes und seinem Echo im neuen Lied der Menschen zeigen die eschatologischen Dimensionen aktuellen gottesdienstlichen Handelns auf.

Den größten analytischen Gewinn zieht der Leser vielleicht aus den liturgischen Querschnittsfragen, die Gemeinsamkeiten und Differenzen von agendarischem und anderem Gottesdienst anhand der zentralen liturgischen Kategorien Dramaturgie, Ritualität, Partizipation, Leiblichkeit, Lebensrelevanz und Atmosphäre erkennbar werden lassen. Mit präzisen Beobachtungen und in pointierter Formulierung wird versucht, das Andere in den Anderen herauszuarbeiten um an so mancher Stelle auch zu dem Schluss zu kommen, dass es sich dabei doch eher um eine mehr oder weniger abgrenzungsbedürftige Spielform des Normalen handelt. Dabei wird deutlich, wie nahe sich agendarischer und anderer Gottesdienst in ihren Grundvollzügen eben sind, wenn man von phänomenologisch beschreibbaren Stilvarianten absieht.

Unter der Überschrift "Gestaltung" finden sich sehr konzentrierte praxisorientierte Anregun-

gen und Leitfragen zu den Kategorien Thema, Raum, Zeit, Moderation, Gebet, Verkündigung, Licht, Musik, Essen und Trinken, die viel Selbstverständliches thematisieren aber auch konkrete Hilfestellung bieten, damit z.B. Gottesdienstteams ihr Projekt strukturiert angehen oder die eigene Arbeit regelmäßig kritisch reflektieren können.

Am Ende stehen Ausblicke in unterschiedliche Richtungen: Das Andere wird noch einmal anhand der zentralen Frage nach der anderen Musik reflektiert, wobei hier vieles erneut erscheint, was zuvor schon in konzentrierterer Form aufgeführt wurde.

Mit "Wachsen gegen den Trend" und "Brannte nicht unser Herz" werden die Einsichten zweier wichtiger Projekte zum Verhältnis von Gottesdienstkonzeption und Gemeindeaufbau vorgestellt.

Das kybernetische Modell des "brennenden Dreiecks" für ein gemeindenahes Gottesdienstkonzept ordnet ähnlich dem klassischen homiletischen Dreieck Adressatenorientierung, Gabenorientierung und Verheißungsorientierung als zentrale Orientierungspunkte einander zu.

Und schließlich wird die Differenzierung von anderen und agendarischen Gottesdiensten relativierend eingezeichnet in die historische und ökumenische Vielfalt gottesdienstlichen Lebens und in die eschatologische Hoffnung auf das ganz Andere, das noch kommt. So steht am Ende eine Ermutigung zu einem versöhnten Mit- und Nebeneinander der Einen mit den Anderen.

Trotz der klaren, ordentlichen Struktur spürt man beim Lesen dieser Orientierungshilfe den kollektiven Entstehungsprozess. Die Teile sind von unterschiedlicher Qualität, gerade in den praktischen Teilen am Ende kommt es zu Wiederholungen und Redundanzen, manches findet man an anderer Stelle besser aufbereitet, anderes bringt auch erfahrenen Praktikern neue Einsichten und Anregungen. Ganz sicher leistet das Werk, was es beabsichtigt: Orientierung und Strukturierung für die Wahrnehmung, Konzeption und Gestaltung von alternativen Gottesdienstkonzepten, und dies in konzentrierter, trotzdem gut lesbarer und auch für engagierte Laien verständlicher Form. Damit sieht man das Zweite (Gottesdienstprogramm) besser.

CHRISTIAN BINDER

Volker Leppin:

**Geschichte des mittelalterlichen Christentums.**

(Neue Theologische Grundrisse),  
Mohr Siebeck, Tübingen 2012, 459 S.,  
ISBN 978-3-16-151709-9 (Leinen),  
ISBN 978-3-16-150677-2 (Broschur)

Das europäische Mittelalter bedeutet „eine Verlagerung des geographischen Schwerpunkts der Christenheit von einer weitgehenden Konzentration im Mittelmeerraum hin zu den nördlichen Regionen Westeuropas und Mitteleuropas“ (12). Diese gut tausend Jahre dauernde Entwicklung ist Thema des vorliegenden Buches, des dritten Bandes aus der neuen Reihe theologischer Grundrisse im Verlag Mohr Siebeck. Der ausgewiesene Mittelalterspezialist Volker Leppin aus Tübingen präsentiert die Zeit zwischen der Alten Kirche und der Reformation, die in der evangelischen Liturgiegeschichte in der Regel wenig beachtet wird, obwohl sich in dieser Zeit die Gestalt der abendländischen Messe, des Predigtgottesdienstes und der uns noch heute beschäftigenden frühmittelalterlichen Perikopenordnungen herausgebildet hat. Die Liturgie ist in diesem Band zwar nur eine von vielen Linien, aber es lohnt sich gerade auch aus liturgischer Perspektive, den Zusammenhang von Theologie, Kirche und Frömmigkeit mit der politischen und kulturellen Entwicklung Europas zur Kenntnis zu nehmen. Der Nicht-Kirchenhistoriker ist erfreut über die vielen Aspekte, die der Autor darzustellen und immer wieder durch Querverbindungen zu verknüpfen vermag.

Nach der Lektüre des Bandes ist man wieder einmal erstaunt über die vielen Linien, die sich zur Reformation und Neuzeit ziehen lassen, aber auch überrascht, wie viele Einzelheiten in der Regel unbekannt bleiben. Der Leser profitiert von der Gelehrsamkeit des Autors und besonders auch von den durch ihn gewährten Einblicken in die neue Forschung zur mittelalterlichen Geschichte. So manche vertraute Einsicht wird beim Lesen dieses Buches durch forschungsnahes Lernen relativiert.

Das Werk ist wie die „Neuen Theologischen Grundrisse“ insgesamt in überschaubare, in sich abgeschlossene und einzeln lesbare Paragraphen gegliedert (hier sind es 20 Paragraphen von je etwa 20 Seiten); der Stoff ist dabei in fünf Kapitel aufgeteilt: 1. „Genese der christlichen

Gesellschaft des Mittelalters (ca. 500-750)“, 2. „Verfestigung christlicher Lebensformen zwischen Diesseits und Jenseits (ca. 750-1050)“, 3. „Christliche Einheit und ihre Strittigkeit (ca. 1050-1215)“, 4. „Reale Kirche und ideale Kirche (ca. 1200-1325)“, 5. „Polaritäten im späten Mittelalter (ca. 1300-1500)“. Alles ist durch ein gut vierseitiges Inhaltsverzeichnis (VII-XI) und durch ein Namen- und Ortsregister (445-459) leicht zugänglich (leider fehlt ein Sachregister). Aus der Fülle der Aspekte greife ich nur wenige heraus, die mich bei der Lektüre als neue Einsichten beschäftigt haben. Das Lehen, das frühmittelalterliche Feudalwesen bzw. Eigenkirchenwesen, beschreibt Leppin als eine Art beiderseitigen Vertrag und nicht als „Feudalismus“ zwischen Herr und Abhängigen, wie es durch Marx und Engels fast zum Allgemeingut wurde. Es ging beim *feudum* vielmehr darum, „die aus der Wanderungszeit mitgebrachten Formen von Führung besitzrechtlich umzusetzen und zu stabilisieren. Grundsätzlich konnte die Gefolgschaft aufgekündigt werden“ (66). – Bekräftigt wird die historisch-kritische These, dass das Leben eines historischen Benedikt von Nursia nicht mit letzter Sicherheit nachweisbar ist: „Möglicherweise handelt es sich bei ihm um eine typisierte Idealgestalt der Klostergründer der Zeit“ (76). – Kritisiert wird die im 19. und im ersten Teil des 20. Jahrhunderts aufgekommene Redeweise von der „Germanisierung des Christentums“ als zeitbedingte „Annahme genetisch verankerter Nationeigentümlichkeiten“ (81) ebenso wie die auf den Hegelschüler K. Rosenkranz zurückgehende Charakterisierung von Eckhart, Tauler und Seuse als „deutsche Mystik“ (342). – Eine Schlüsselkategorie des Buches ist der explizit semiotisch (zeichentheoretisch) bestimmte Begriff der „Repräsentation“ bzw. der „Repräsentationsfrömmigkeit“ (97-102. 321f. 407 u.ö.), der von der Magie unterschieden wird: Die christlichen Vorstellungen der Wirkung des Heiligen hätten – anders als die germanische Magie – stets „den Unterschied zwischen der Wirklichkeit Gottes und der Präsentwerdung des Heiligen im Hier und Jetzt“ aufrechterhalten (97).

In dem Buch werden Forschungspositionen und vermeintlich klare Sachverhalte relativiert und einer veränderten Betrachtungsweise unterzogen. Für den Nicht-Fachmann ist das gewiss etwas anstrengend, weil die Orientierung erschwert wird, wenn man immer wieder lesen muss, dass die Dinge doch erheblich differen-

zierter gesehen werden müssen, als das Konzept oder die Kategorie xy dies bisher zum Ausdruck gebracht hätten. Aber gerade so behält ein Lehrbuch Anschluss an die Forschung, der es bekanntlich aufgetragen ist, die Sicherheit von Antworten durch das Stellen von neuen Fragen zu erschüttern. Solche Verunsicherungen betreffen etwa das Konzept einer „Theologie der gotischen Kathedrale“ (236f.), die Gegenüberstellung von „scholastischer“ und „monastischer“ Theologie (246f.), die Einschätzung von Jacob Burckhardts Entgegensetzung von Renaissance und Mittelalter (324) bzw. von Renaissancemensch und mittelalterlichem Menschen (424) sowie den in Frage gestellten Begriff der „Vorreformatoren“ (416).

Als einige der Höhepunkte des Bandes herausgegriffen seien die Schilderung des erstarken Papsttums im 11. Jahrhundert unter Leo IX. und Gregor VII. (§ 10, 207-233), die eindrückliche Darstellung von Abaelard und Heloise (§ 11, 241-247) und das – mit Beicht- und Kommunionpflicht sowie Förderung der Predigt in der Muttersprache – liturgisch so entscheidende IV. Laterankonzil von 1215 unter Innozenz III. (§ 12, 273-279). Luzide auf den Punkt gebracht wird auch die spätmittelalterliche Lehre von der Messe im Hinblick auf die Rolle von Priester und Gemeinde, die bis zum II. Vatikanum und über dieses hinaus nachwirkt und ökumenische Annäherungen in der Amtsfrage bis heute als in weiter Ferne erscheinen lässt: „Dem Priester kam eine doppelte Stellvertreterfunktion zu. Er stand für Gott, der sich in Christus für die Glaubenden dahingab, und zugleich repräsentierte er die Gemeinde, die die Eucharistie und den in ihr präsent gewordenen Christus Gott darbrachte. So gewann die Zweinaturenlehre eucharistische Konkretion, aber mit der Folge, dass das symbolträchtige Geschehen ohne Gemeinde vollzogen werden konnte“ (418).

Besonders spannend ist es darüber hinaus, Spuren der Rechtfertigungslehre Luthers und Calvins nicht nur in der mittelalterlich rezipierten radikalen Gnadenlehre Augustins zu entdecken, sondern auch immer wieder in der Mystik Meister Eckharts (409f. 423).

So entlässt Leppins materialreiche, aspektreiche und perspektivenreiche Darstellung des Mittelalters den Leser in die Ambivalenz der historischen Befunde. Das Mittelalter war weder finster (wie das der sich abgrenzende Humanismus des 16. Jahrhunderts darstellte), noch war es die

Zeit der großen Einheit (wie das die Romantiker und große Teile der jüngeren liturgischen Bewegung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts meinten). Es herrschten auch nicht einfach Äußerlichkeit und Magie: „Im religiösen Zeichensystem des Mittelalters stand, vielfach unvermittelt, neben der Neigung zur Veräußerlichung eine andere Tendenz, die gerade nicht auf das äußerlich Quantifizierbare gerichtet war, sondern auf die innere Berührung des Menschen durch Gott“ (410). Das Mittelalter umschreibt dabei die abendländische Christenheit vor ihrer Aufteilung und kann so auch an grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen den heutigen Konfessionen erinnern, „von denen die eine keinen alleinigen Besitzanspruch auf das Mittelalter erheben kann und die andere sich nicht permanent vom Mittelalter abgrenzen muss“ (10).

MICHAEL MEYER-BLANCK



Jörg Neijenhuis:

**Feste und Feiern. Eine theologische Theorie.**

Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2012,  
177 S., 19,80 €, ISBN 978-3-374-03055-2

In der vorliegenden Publikation geht der Verfasser, der liturgiewissenschaftlich durch wichtige Studien ausgewiesen ist, der Frage nach „warum es Feste in der Moderne (und Postmoderne) nicht mehr gibt.“ (Vorwort). Natürlich kommt er dann doch der modernen Fest- und Feierkultur auf die Spur. Auf jeden Fall zeigt er aber, dass sich bei den Festen Wichtiges verändert hat.

Auf dem Weg dahin wertet der schmale Band eine Fülle von Publikationen zu den Festen aus. Die behandelten Autoren reichen von Plato über Sigmund Freud bis hin zu soziologischen Spezialstudien der letzten Jahre. Insgesamt habe ich, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, 25 Autoren von Festtheorien gezählt, die in dem Band teils recht ausführlich zitiert werden. Dass es dem Verfasser dabei durchwegs glückt, aussagekräftige Zitate auszuwählen, sei nur am Rand erwähnt, ebenso dass der jeweilige Kontext der Veröffentlichungen wohl aus Platzgründen keine Berücksichtigung findet. Jedenfalls gelingt es, durch die Vielzahl der Gewährsleute und die kritische Sichtung von deren Ansätzen multiperspektivisch und facettenreich das Thema zu erschließen.

Dabei geht es um für die Menschen Wesentliches, denn: „Wenn keine Feste und Feiern mehr gefeiert werden, wird eine Gesellschaft verwahrlosen, weil es ihr an Ordnung, Maß und Sinn fehlt und auch die Menschen irgendwann aufhören, sich im zweckhaften Handeln sinnvoll zu verhalten, weil es keinen Sinn mehr macht, zu arbeiten und sich zu mühen“ (142).

Diese im 5. Kapitel formulierte anthropologische These wird in vier Kapiteln vorbereitet: Im ersten Teil weist Neijenhuis auf die beiden anscheinend grundsätzlich entgegengesetzten Ansätze bei Festtheorien hin: den paroxystischen und den affirmativen. Allerdings zeigt ein genauerer Durchgang durch verschiedene Texte hierzu, dass sich die wesentlich in der Auffassung vom Alltag unterscheidenden Ansätze fruchtbar ergänzen können.

Im zweiten Kapitel weist der Verfasser auf die „fast vergessenen Feiern“ hin. Denn tatsächlich enthalten viele Feste in all ihrer ekstatischen

Ungebundenheit Feiern (bzw. Zeremonien), die sich durch strikte Ordnung auszeichnen.

Das 3. Kapitel durchleuchtet die problematischen Folgen der Veränderungen von Fest und Feiern in der Moderne und Postmoderne. Staatlicher Zwang trat an die Stelle freier Partizipation und drängte die Menschen z.B. in den kommunistischen Ländern, aber auch schon in der Französischen Revolution in eine bloße Zuschauerrolle.

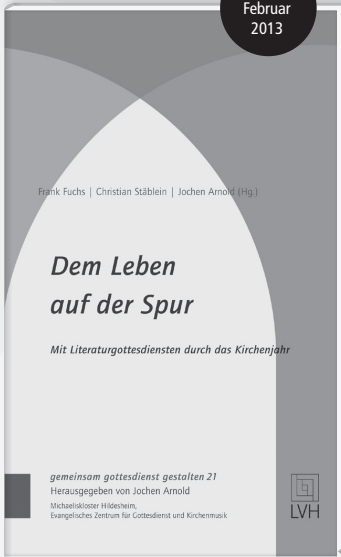
Im 4. Teil wird dann das Verhältnis von „Moderne, Religion und Feste“ näher analysiert. Hier weist der Verfasser u.a. mehrfach auf die fatale Rolle des Fundamentalismus als einer modernen Verweigerungsstrategie gegen die Moderne hin.

Nachdem dann im fünften Teil die anthropologische Summe aus dem bis dahin ausgebreiteten Material gezogen wird – das Zitat oben enthält den Extrakt –, stößt der Band schließlich zu einer „theologischen Theorie“ des Festes und der Feier vor. Dabei arbeitet der Verfasser an verschiedenen liturgischen Formen normativ die kosmologische, die schöpfungstheologische, die soteriologische, die eschatologische und die rechtfertigungstheologische Deutung von Fest und Feier heraus.

Insgesamt liegt so eine facettenreiche Studie zu einer kulturanthropologisch und theologisch wichtigen Thematik vor, die an deren vorwiegend ideengeschichtlichen Rekonstruktion interessiert ist. An sie schließt sich im letzten Teil eine theologisch-normative Reflexion an. Es wäre spannend, die hier entwickelte Theorie mit empirischen Einsichten zu konfrontieren. Aber das hätte den Umfang wohl gesprengt und liegt so als Desiderat noch vor uns.

CHRISTIAN GRETHLEIN

Erscheint  
Februar  
2013

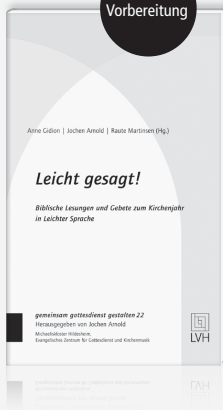


## „Buch der Bücher“

**Der Beschäftigung mit Literatur im Gottesdienst liegt das Verständnis zugrunde, dass uns Literatur letztlich dazu einlädt**, uns mit unserem eigenen Leben auseinander zu setzen. Die literarischen Handlungen führen uns Möglichkeiten oder Gelegenheiten unseres eigenen Lebens vor Augen. Die Literatur regt uns also dazu an, dem Leben auf der Spur zu sein. Auf diesem Weg dient sie dazu, die biblischen Deutungsangebote lebendig werden zu lassen. Das Buch versammelt rund 20 Entwürfe zu Michel aus Lönneberga bis zu Dr. Faustus

Frank Fuchs | Christian Stäblein | Jochen Arnold (Hg.)  
**Dem Leben auf der Spur**  
Mit Literaturgottesdiensten durch das Kirchenjahr  
**gemeinsam gottesdienst gestalten 21**  
296 Seiten, gebunden  
€ 19,90  
ISBN 978-3-7859-1088-7

In  
Vorbereitung



**Komplexe Inhalte und Sachverhalte in einer einfachen Sprache** zu vermitteln, gehört zu den wichtigsten Regeln im journalistischen Schreiben. Doch geht das auch in einem Gottesdienst? Wie man rituelle, bisweilen formelhafte gottesdienstliche Sprachformen zusammenbringen kann mit einer „Leichten Sprache“ in Lesungen und Gebeten, verdeutlicht dieses Buch.

Anne Gidion | Jochen Arnold | Raute Martini (Hg.)  
**Leicht gesagt!**  
Biblische Lesungen und Gebete zum Kirchenjahr  
in Leichter Sprache  
**gemeinsam gottesdienst gestalten 22**  
ca. 200 Seiten, gebunden, ca. € 18,90  
ISBN 978-3-7859-1118-1

**Direkt bestellen:**  
Internet [www.bibli.com](http://www.bibli.com)  
Telefon (05 11) 12 41-739



Lutherisches Verlagshaus GmbH | Postfach 3849 | 30038 Hannover | [www.lvh.de](http://www.lvh.de)

## Autorinnen und Autoren dieses Heftes

CHRISTIAN BINDER

Referent am EKD-Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst, Hildesheim

*christian.binder.ekd@michaeliskloster.de*

PD DR. RUTH CONRAD

Studien- und Forschungsinspektorin am Forum Scientiarum der Universität Tübingen,  
Studienleiterin am Karl-Heim-Haus

*ruth.conrad@uni-tuebingen.de*

KLAUS EULENBERGER

Pastor em. (bis 2010 Regionalmentor am Predigerseminar der Nordelbischen Ev.-Luth.  
Kirche in Ratzeburg)

*k.eulenberger@bnew.de*

DR. JÜRGEN FRANK

Bildungsmanagement und Politikberatung, Kassel, [www.dr-frank-consulting.de](http://www.dr-frank-consulting.de)

*frank@dr-frank-consulting.de*

DR. STEPHAN GOLDSCHMIDT

Referent für Gottesdienst und Kirchenmusik der EKD und Geschäftsführer der Liturgi-  
schen Konferenz, Hannover

*stephan.goldschmidt@ekd.de*

DR. CHRISTIAN GRETHLEIN

Professor für Praktische Theologie an der Universität Münster

*grethle@uni-muenster.de*

DR. THOMAS KLIE

Professor für Praktische Theologie an der Universität Rostock

*thomas.klie@uni-rostock.de*

DR. BENEDIKT KRANEMANN

Professor für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Univer-  
sität Erfurt

*benedikt.kranemann@uni-erfurt.de*

DR. MICHAEL MEYER-BLANCK

Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Universität Bonn

*meyer-blanck@uni-bonn.de*

DR. ANDREA MORGENSTERN  
Pfarrerin, Blaubeuren

*morgenstern@seminar-blaubeuren.de*

KONRAD MÜLLER  
Pfarrer, Stellvertretender Leiter des Gottesdienst-Instituts der Evang.-Luth. Kirche in  
Bayern, Nürnberg

*mueller@gottesdienstinstitut.org*

DR. FRANK PETERS  
Vikar in der Ev. Kirchengemeinde Essen-Altstadt

*frank.peters@uni-bonn.de*

DR. GERT PICKEL  
Professor für Kirchen- und Religionssoziologie am Institut für Praktische Theologie der  
Theologischen Fakultät der Universität Leipzig

*pickel@rz.uni-leipzig.de*

ALEXANDER REICHELT, PhD  
Gemeindepfarrer in Förrenbach und theologischer Referent für Erwachsenenbildung im  
Dekanat Hersbruck

*alju.reichert@t-online.de*

DR. HELMUT SCHWIER  
Professor für Neutestamentliche und Praktische Theologie an der Universität Heidelberg

*helmut.schwier@pts.uni-heidelberg.de*

MARTINA STEINKÜHLER  
Wissenschaftliche Mitarbeitende am Lehrstuhl Praktische Theologie an der Universität  
Frankfurt, Verlagslektorin in Göttingen, Autorin religionspädagogischer Bücher und  
Materialien

*gericke-steinkuehler@gmx.de*



Jörg Neijenhuis  
**Liturgik –  
Gottesdienstelemente im Kontext**

ELEMENTAR. Arbeitsfelder im Pfarramt  
2012. 160 Seiten, kartoniert  
€ 17,99 D / € 18,50 A  
ISBN 978-3-525-62004-5

**Auch als E-Book erhältlich**

Welchen Ort haben die liturgischen Elemente im Gottesdienst, welche Aufgabe übernehmen sie, wofür kann man sie einsetzen? Der Autor beantwortet solche Fragen aus historisch-, systematisch- und praktisch-theologischer Sicht. Hinzu kommen aktuelle Herausforderungen: Wie steht es um Moderation im Gottesdienst? Um die liturgische Kleidung, um die Gesten, ums Sitzen und Stehen im Gottesdienst? Und: Hat der Gottesdienst ein Burn-out?



Lars Charbonnier / Konrad Merzyn /  
Peter Meyer (Hg.)

**Homiletik – Aktuelle Konzepte  
und ihre Umsetzung**

ELEMENTAR. Arbeitsfelder im Pfarramt  
2012. 251 Seiten, kartoniert  
€ 19,99 D / € 20,60 A  
ISBN 978-3-525-62003-8

**Auch als E-Book erhältlich**

14 prominente TheologInnen der Gegenwart stellen ihr Predigtkonzept vor. Anhand eigener Arbeitsproben erläutern sie, worauf es ankommt, wie es gemacht wird und was das für die Theologie als Ganze bedeutet.



Ihr direkter Weg zu uns

**Wir möchten Sie gerne kennenlernen!**

Wenn Sie sich in der Zeit vom 20.03. – 24.03. auf unserer Website [www.v-r.de](http://www.v-r.de) mit Ihrem Namen, Ihrer E-Mail-Adresse und der Angabe Ihres Interessensgebiet eintragen, erhalten Sie von uns als Dankeschön ein kostenloses E-Book aus unserem Programm. Das E-Book, abgestimmt auf Ihr Interessensgebiet, steht bis Ende März auf Ihrem Konto bereit. Diese Aktion gilt nur für Neuanmeldungen.

## Vandenhoeck & Ruprecht